Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

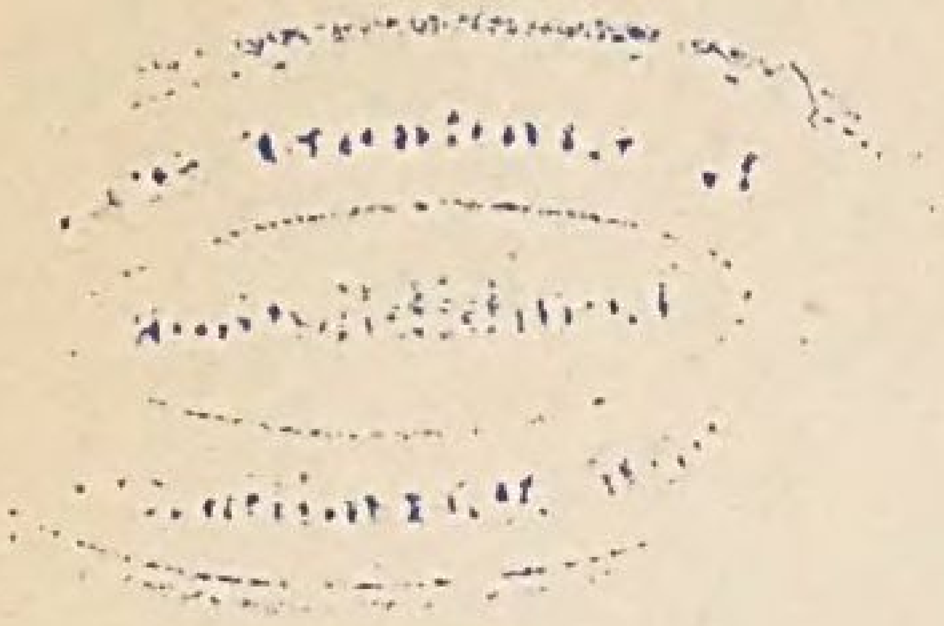
Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

<36620206870014



Frau Minne.

Erschienen:

Der Klatsch.

Ein Roman aus der Gesellschaft.

Von

Theophil Zolling.

Zweite Auflage.

M 6.— Gebunden *M* 7.—

Frau Minne.

Ein Künstler-Roman

von

Theophil Zolling.

Zwei Teile in einem Bande.

Erster Teil.

Leipzig,
Verlag von H. Haessel.
1889.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

I.

„Fräulein Magda Volkart, meine Braut!"

Eine wohlklingende Männerstimme, die das Beben einer verhaltenen Rührung oder Aufregung hinter einer gewollten Entschiedenheit zu verbergen suchte, sprach diese vorstellenden Worte, zum wievielten Male wohl schon an diesem festlichen Abend! Es war eine geschmeidige Jünglingsgestalt von fast mädchenhafter Schönheit und unverkennbar südlichem Typus in der kleidsamen Tracht eines altdeutschen Herolds. Schwarzer Flaum beschattete seine Oberlippe, und ein dunkler Lockenwald, auf den ein Rosenkranz gedrückt war, fiel ihm über die Schulter. In seinen schwarzen Augen gewahrte man etwas von jenem gleichsam nach innen leuchtenden Glanze, wie man ihn gewöhnlich an sogenannten Träumern schaut. Sein silberstoffenes Kleid trug den Reichsadler eingestickt, gelb und schwarze Trikots umschlossen seine wohlgeformten Beine, und in der Linken hielt er den goldenen Stab, dieweil er der Rechten zur Vorstellung seiner Begleiterin bedurfte, einer anmutvollen Jungfrau, deren feine Gestalt in ein leichtes, weichfließendes Seidengewand von antikem

Schnitte gehüllt war. Der zartrosige Ton ihres Kleides stimmte trefflich zu ihrer matten Gesichtsfarbe, den blauen Mandelaugen, dem kameengleich geschnittenen Profil und den feinen Lippen, und schwoll mit dem Purpur des Gürtels zu einem Farbenakkord, der die mädchenhafte Figur reifer und imposanter scheinen ließ. Die Säume ihres locker geschnürten Chitons zeigten weiß eingestickte große Sternblumen, und eben solche trug sie zum Kranze geflochten im lichtblonden Haar. Ein mit Rosen gefüllter goldener Korb ruhte in ihrer Hand, und bei jeder Verbeugung senkte und schwand auch er mit der ganzen Gestalt etwas zurück, um alsdann wieder emporzusteigen.

„Fräulein Magda Volkart, meine Braut!“

Die bunteste Maskengesellschaft ließ sich der jungen Braut vorstellen: stolze Ritter im echten Stahlhelm und klappernden Panzer, weitpuffig und grell bewamste Landsknechte, Kavaliere von spanischem Habitus in Tracht und Haltung, stattliche Ratsherren mit goldener Amtskette, ein behäbiger Bürgermeister, ein riesenhafter Nachtwächter mit Spieß und Horn, ein alter Harfner, zwischen dessen weißer Haar- und Bartumsäumung ein freches Faungesicht grinste, struppige Sarmaten, phantastisch aufgeputzte Orientalen, flintentragende Beduinen und mancherlei fahrendes Volk. Sie alle verneigten sich huldigend vor der germanischen Schönheit im griechischen Kleid, als ein hieroglyphengeschmückter Ägypter, der einem Mumiensargdeckel entsprungen schien, nur daß er am Kinn statt des Knebelbartes eine Reihe wirklicher Zigarren angehängt trug, die Menge teilte und an einen jungen Troubadour, an

dessen Arm er ging, mit lauter Stimme folgende Aufforderung richtete:

„Bitte, liebster Herr Volkart, machen Sie mich doch mit Ihrem Fräulein Schwester und deren Herrn Bräutigam bekannt.“

„Herr Baron Ruben von Kaminski . . .“

„Fräulein Magda Volkart, meine Braut!“ unterbrach der Herold den Troubadour, denn die oft wiederholte Formel schien ihm fast zur Gewohnheit geworden. Die Umstehenden lächelten einander verständnisinnig zu, während der König Pharao an die junge Dame und ihren Begleiter einige ziemlich plumpe Schmeicheleien verschwendete, die keineswegs willkommen schienen.

„Habe Ihre Entwürfe im Rathause gesehen . . . bin entzückt . . . Fräulein Braut ist wohl Ihre Muse . . . möchte Sie beide gerne meiner Frau vorstellen, aber sie ist so umringt, daß ich nicht bis zu ihr vordringen kann.“

Ein kräftiges „Scht!“ gebot ihm und seiner nicht minder laut plaudernden Umgebung Schweigen. Man verstummte auch wirklich, besann sich auf die Situation und lauschte mit gegen die Bühne geneigten Köpfen auf ein Stimmengewirr, das gedämpft durch die Kulissen drang. Dort wurde eben die letzte Szene des Festspiels aufgeführt, das ein bekannter Dichter in Verse und ein musikalisch geschulter Maler in Töne gesetzt hatte, und das jetzt von schauspielerisch veranlagten Kräften des Künstlervereins dargestellt wurde. In der Felsenlandschaft mit schroffen Stegen und phantastischen Klippen, fernab begrenzt

von den Mauern und Türmen einer alten Stadt, war Frau Holle erschienen und hatte mit ihrem zaubergewaltigen Blumenstabe den Junker Voland und seine Walpurgisnachtsippe vertrieben. Die nächtigen Schatten und Schemen waren im Lichte des ersten Maimorgens zerstoben, das Lied des Türmers hatte die Schläfer zum Tage der Freude wachgerufen, und Frau Holle segnete eben mit begeistert erhobener Stimme das Volk der Stadt zur Maienfahrt in Gottes verjüngte Welt:

„Hinaus, hinaus zum Liedersingen,
Zur frohen Fahrt! den Hahn ins Faß!
Vom Jubel laßt den Wald erklingen,
Und unerschöpflich sei das Naß!
Zieht hin, ihr Alten und ihr Jungen,
Aus eurem engen Bürgernest,
Frau Holle hat den Stab geschwungen —
Glück auf zum schönen Frühlingsfest!"

Auf dieses Stichwort entstand eine lebhafte Bewegung hinter den Kulissen. Die Bühne war zu klein, um die ganze maskierte Schaar aufzunehmen, und so mußten denn die meisten im Halbdunkel der Dekoration warten, bis die Teilnehmer des Festspiels vom Podium in den Saal gestiegen waren. Es entstand ein Stoßen und Drängen die breiten Stufen der Freitreppe hinab, ein Rauschen und Knistern von seidenen Fahnen und Gewändern, ein Klirren der Rüstungen und Getrappel von Schritten, und zu den brausenden Klängen des Festmarsches, den die rothosigen Stadtmusikanten anstimmten, verschwand jetzt die Spitze des Festzuges von der Bühne, indes die übrigen Kostü-

mierten aus dem Kulissenraume das Podium überfluteten, sich im Vordergrund und auf den Felsterassen malerisch gruppierten und dann dem Rundgang anschlossen.

Eine Schaar Kinder mit laubumwundenen Stäben und blühenden Kränzen im Haar eröffnete den Zug, gefolgt von den Trompetern und Zinkenisten. Frau Holle und ihre lichten Frühlingsgenien schlossen sich an, und dann kam paarweis ein Zug von stolzen Junkern und gewappneten Reisigen, ehrwürdigen Matronen und schönen Edelfräuleins. Der hochwohllöbliche Rat erschien in voller Amtstracht mit weißen Lockenperrücken und schwarzen Talaren, den roten, dicken Bürgermeister und seine Beisitzer an der Spitze, und die Landsknechte der Stadtwehr gaben den gestrengen Herren das Geleite. Auf diesen Vortrab folgte eine Gruppe von hoher Anmut. Altgermanische Hünen mit Bärenfellen und Stierhörnermützen trugen einen blumenumwundenen Thronsessel auf ihren Schultern über die Bühne, und unter dem blausammtenen Baldachin erblickte man die edle Gestalt der Maikönigin Frau Minne. Ein weißes Gewand umfloß ihren Leib, köstliche Agraffen hielten das Peplum auf den Schultern fest, das Gold der Spangen hob sich von dem zarten Rosa der vollen Arme ab, auf dem wogenden Busen, am wohlgeformten Ohr, um den Hals blitzten die grünen, roten, violetten Lichter von Diamanten auf, und rings um das Diadem der Aphrodite schien das aufgeknotete hochblonde Haar im elektrischen Lichte zu purpurner Glut aufzulodern. Stolz und

Siegesbewußtsein auf den edlen Zügen, ein Lächeln um die Lippen, so erschien sie mit ihrem goldenen Füllhorn und den farbenprächtigen Blumen im Schoß hoch und ruhevoll thronend über den Köpfen der Menge, umgeben von halbnackten Amoretten und Frühlingsgöttern, die mit runden, glänzenden Kinderaugen in das bunte Gewühl zu ihren Füßen blickten und Bogen und Pfeil, weinumrankte Stäbe und Schilfstengel schwangen.

Nun stockte der Zug eine Weile. Die voran in den Saal hinab Wandelnden hemmten ihren Rundgang, während die Nachdrängenden den Bühnenraum rings um die Königin tumultuarisch füllten. Es war ein farbensprühendes Bild, das da einen Augenblick wie für das Objektiv eines Photographen erstarrt, in seinem wogenden Leben innehielt. Die Zugführer, Musikanten und Herren der Stadt waren vorausgeschritten, um den Preis der minniglichen Frau in alle Lande zu tragen, sie aber thronte in majestätischer Ruhe noch dort oben und doch mitten unter den wunderlichen Menschen, umringt von den Gilden und Zünften, den zerlumpten Gesellen des Bauernkrieges und den fremden Gästen der verschiedensten Zeiten und Länder, und sie alle schwangen die Abzeichen ihrer Gewerke, die Hüte und Mützen und senkten huldigend die Fahnen und Waffen vor ihr.

Ein Jubelsturm erfüllte die schwüle, flimmernde, von Staub, Puder und Dunst durchwirbelte Luft und übertönte mit seinen Salven dreimal die schmetternde Festmusik. Zuschauer und Teilnehmer waren aufrichtig entzückt und begeistert, und die Augen glänzten, die

Gesichter röteten sich im Eifer der Festfreude. Doch der Zug ordnete sich wieder und wand sich gleich einer farbenschillernden Schlange über die Freitreppe hinab durch die Säle. Nur auf der Bühne stockte noch die Gruppe der Maikönigin. Der Herold, der an der Seite seiner Braut ihr voranschritt, hatte sich umgewandt, um das herrliche Bild mit farbendurstigem Auge noch einmal zu umfassen, und sein Künstlerblick schwelgte in der göttlichen Erscheinung. Seine Stirne glühte, sein Mund öffnete sich zu seligem Lächeln, und mit erhobenem Stabe rief er überwältigt aus:

„Die Schönheit! die Schönheit! da ist sie!"

Frau Minne schien den Ausruf der Bewunderung gehört zu haben. Es wetterleuchtete über ihr bleiches Gesicht, und mit freundlichem Lächeln nickte sie dem Herold für seine Huldigung ihren Dank. Nur die zunächst Stehenden hatten den Ausruf gehört und den Dank gesehen, aber auch nicht Einer ahnte, daß in diesem blitzschnellen Hin und Her der Empfindungen zwei Herzen sich gefunden hatten.

Der Festzug rings um ihn her setzte sich wieder in Bewegung, aber der Jüngling war noch im Anschauen der Königin versunken. Nicht nur sein Blick, sein ganzes Wesen war ergriffen und versenkt in die Tiefe dieser unergründlichen meergrünen Augen, welche die seinigen anstrahlten. Es war die Berührung zweier magnetischer Ströme, eine körperlose Vereinigung, ein Ineinanderruhen der Seelen. Er vergaß alles um sich her. Seine Begleiterin zog ihn am Arme, die nach

vorwärts Drängenden stießen ihn. Allein ganz verloren im Anblicke der überirdischen Erscheinung starrte er noch immer, und mit einer ungestümen Geberde hielt er die Dränger zurück und wies die störende Braut von sich.

„Vorwärts! vorwärts!“ riefen ihm die Umstehenden zu.

„Franz!“ bat die Braut. Er hörte sie nicht.

„Laß mich — wie schön! wie schön!“

Jetzt sahen es alle, daß auch die Maikönigin den seltsamen Träumer bemerkt hatte, denn sie erhob langsam ihren weißen Arm und indem sie den Herold mit der ausgestreckten Hand halb segnete, wies sie in die Ferne, auf daß er ihrem Triumph vorangehen möge.

Der Zauber war gebrochen. Er griff sich an die Stirne. Ja, sie hatte recht: genug geträumt! Willenlos ließ er sich jetzt von der allgemeinen Bewegung mit fortreißen, und erst auf der Treppe faßte er sich ganz. Mit hoch erhobenem Stabe, Begeisterung im Antlitz, ging er stolz der himmlischen Erscheinung voran, ein glückliches Lächeln um den Mund und ein wundersames Feuer in den Augen. Nun schritt er getrost durch die gemeine Welt und ihren nichtigen Maskenzug. Er hatte ja die Schönheit, sein Ideal verkörpert geschaut, und er war ihr Herold!

Langsam wand sich der bunte, tosende Festzug die mit roten Teppichen belegte Freitreppe hinab, an deren Fuß kupferbronzene Jünglinge in reicher mittelalterlicher Tracht, den Jägerspieß in der Faust und von kläffenden

Rüden umspielt, Wache hielten. Und weiter ging es durch den Königssaal, dessen Wände reich drapiert und mit Festons aus Fichtenzweigen geschmückt waren, und vorüber an den mit schönen Frauen besetzten Logen und den Tribünen der Ehrengäste, deren Fräcke und ausgeschnittene Westen häßliche schwarzweiße Kleckse in das farbensatte Bild machten. Dann durch den römischen Saal, vor dessen rotverhängten Fenstern ein Garten mit Palmen und Orangenbäumen rauschte, und durch dunkles Laub und duftigen Blumenflor vorbei an antiken Marmorbildern und Weihrauchbecken in einen dritten Saal, wo die bunt aufgeputzte Krambude der Tombola stand, und endlich bis in den Restaurationssaal hinein, dessen Tische bereits für die Durstigen und Müden gedeckt war. Da ging mit einem Male der rauschende, brausende Festmarsch in eine heitere Tanzweise über, der Zug löste sich auf und flatterte in vieltausend tanzende Paare auseinander, die jetzt im tollen Galopp wie entfesselte Mänaden durch die sämtlichen Räume schwirrten.

Auch der Herold hatte sich, er wußte nicht wie, in dem wilden Reigen und in den Armen seiner Braut wiedergefunden und flog nun an ihrer Seite durch den Königssaal. Plötzlich wurden sie in ihrem jähen Laufe von einem anderen Paar hart angerannt; man entschuldigte sich gegenseitig und lachte dann, als man sich unverhofft unter guten Bekannten sah.

„Aber Benno!“ . . .

„Aber Magda!“ . . .

„Ein ungestümer Bruder!“ ...

„Eine rücksichtsvolle Schwester! ... Doch erlaube mir, Kind, daß ich Dir Fräulein Jule Päpelow vorstelle, eine der angesehensten Priesterinnen unserer Kunst.“

Die Blondine grüßte ziemlich kurz, aber nicht ohne einen neugierigen Blick auf ihres Bruders Balldame zu werfen, die als Zigeunerin mit ihrem jugendlichen, aber etwas gelben Gesicht, worin zwei große dunkle Augen brannten, und ihren schwarzen Haaren sehr echt aussah. So, also das war die Schwarze Jule, die gesuchte Modellsteherin! Freilich, sehr angesehen! Na, sie dankte schön für die feine Bekanntschaft, schien sie mit einer schnippischen Miene zu sagen, und sie wollte sich auch schon abwenden, doch die Person hatte den Heroldstab ihres Bräutigams ergriffen und hielt ihn fest.

„Mit mir tanzen Sie doch auch, Herr Wittich?“ fragte sie schmollend. „Wir sind ja so alte Freunde! Sie erlauben schon, liebes Fräulein?“

„Gewiß,“ erwiderte die Blondine mit ihrem kurzen Tone von vorhin. „Das heißt, wenn mein Bräutigam wünscht. ..“

„Ja, der hätte wohl Ursache zum Stolz!“ rief das Modell. „Ich glaube wahrhaftig, Herr Wittich, Sie wissen selbst noch nicht, was schon die ganze Stadt weiß, daß nämlich Ihre Entwürfe zu den Rathaus-Wandbildern den Preis bekommen werden. Ja wohl, die Presse ist für Sie, ich weiß das von dem Zeitungsfritzen selbst, und da werden die Zöpfe von der Akademie — Du meine Güte, da geht just einer vorüber! — schon klein beigeben.

Die Brüder werden sich schön ärgern, denn die haben Sie ja dazumal als talentlos aus der Akademie fortgegrault. Und jetzt die Blamage! Es ist zum Kobolzschießen!"

„Wir rechnen alle ganz fest darauf," mischte sich jetzt eine Stimme ein. Man sah sich um, es war der Ägypter von vorhin. „Ja," fuhr er fort, „das Publikum hat den Preis schon längst Ihnen zuerkannt. Aber gestatten Sie mir, liebster Herr Wittich, daß ich Sie und Ihr Fräulein Braut meiner Gattin vorstelle. Aber wo ist sie schon wieder? Ach, dort fliegt sie mit unserem berühmten Romancier Mühleisen durch den Saal. Kommen Sie, meine Herrschaften, wir wollen sie stellen, wie die Jäger sagen."

Die zwei Paare folgten dem Baron durch das Gewühl in den Nebensaal.

„Gehen wir denn auch mit?" flüsterte das Modell ihrem Kavalier zu. „Der Jude hat mir schon einmal vorhin Avancen gemacht — eine nette Nummer! — und seine rothaarige und grünäugige Polin ist mir auch eine unheimliche Person. Zudem galt seine Aufforderung gar nicht uns beiden. Ich mag mich da nicht anvettermicheln."

„Unsinn!" antwortete Benno Volkart. „Man muß keine Gelegenheit versäumen, um Connexionen anzuknüpfen. Zumal solche! Der Baron ist ein Kunstmäcen, also ein seltener Vogel. Ich habe neulich in einer Gesellschaft seine Bekanntschaft gemacht, aber es ist ihm nicht eingefallen, mich zu einem Besuch aufzufordern. Vielleicht hat seine Frau mehr Lebensart."

Er zog seine Begleiterin mit, ließ dann aber im Gedräng ihren Arm fahren, so daß er sie ganz aus den Augen verlor. Umso besser! Die Modellsteherin, so wenig er sich ihrer Bekanntschaft in Künstlerkreisen schämte, konnte ihm in diesen höheren Zirkeln, wo die spießbürgerlichsten Vorurteile herrschten, nur schädlich sein.

Der Baron hatte in der That das Verschwinden der Schwarzen Jule nicht bemerkt, vielleicht weil er nur noch für Wittichs Braut Augen zu haben schien. Sogar seine Frau war vergessen, und das Verdienst gebührte dem scharfäugigen Benno, wenn sie sich endlich dem Kreise näherten, der einen Hofstaat um die Maikönigin bildete.

Frau Minne stand in einer Nische des römischen Saales, abseits von dem Gewühle der Tanzenden, das eben nach den Takten eines Walzers sich drehte. Die dunkelroten Vorhänge, welche die Fenster der Ostwand verhüllten, bildeten einen wirkungsvollen Hintergrund für die weiße Gestalt. Ihr Gesicht war von der Erregung des Tanzes noch bleicher geworden, die roten Löckchen ringelten sich wirr in die Stirn, und die Augen funkelten wie geschliffene Smaragde. Sie plauderte viel und lachte noch mehr, wobei sie ihre kleinen blanken Zähne zeigte, die spitz und scharf wie die eines Raubtieres waren. Ihre Stimme klang nicht in wohllautendem Alto, der gut zu ihrer junonischen Erscheinung gestimmt hätte, sondern in hohen, silbernen Tönen, die etwas Neckisches, Kapriziöses hatten und gerade so fremdartig waren, wie ihr weicher, singender Accent. Man erriet, daß diese majestätische Weiblichkeit nicht die Ruhe der sieges=

gewohnten Frau besaß, sondern mit der hastigen Genußsucht einer dreißigjährigen Kokette unersättlich nach unbekannten Sensationen jagte und auf neue Eroberungen ausging.

Die umstehenden Herren, eine tolle Mischung von kostümierten und in modernste Balltoilette gekleideten Gestalten, schienen ganz im Banne der merkwürdigen Frau zu stehen. Der Kreis wurde jetzt durchbrochen von dem Eheherrn, welcher seiner Frau die beiden Maler Franz Wittich und Benno Volkart und dessen Schwester vorstellte. Einige banale Worte wurden gewechselt, wie sie bei solchen Vorstellungen gebräuchlich sind. Dann trat ein unverkennbarer Leutnant in Civil vor, indem er die Baronin daran erinnerte, daß sie ihm den Tanz zugesagt, und entführte stolz seine Beute. Das gab nun ihrem Gatten den Einfall, die zweite Dame des Zirkels, Magda Volkart, zu entführen. Sie folgte ihm nur ungern, und erst auf Zureden ihres Bruders und ihres Bräutigams.

„Du weißt, Magda, ich bin nicht eifersüchtig,“ sagte Franz.

„Diese Spießbürgerlichkeit fehlte Dir gerade noch,“ versetzte sein Freund, denn er war ärgerlich, daß der Offizier ihm die Baronin entführt hatte. Nun, es würde sich schon noch Gelegenheit finden, ihr als flotter Tänzer zu imponieren, obwohl ihre Ballkarte längst vollgekritzelt sein mußte.

Sie setzten sich auf zwei Stühle an der Wand und sahen plaudernd nach den Tanzenden hinüber. Wer

dieser Ruben sei? Börsianer und vielfacher Millionär, von Napoleon III. geadelt, vor drei Jahren aus Paris hergezogen, wo er als Armeelieferant sein Vermögen erworben, feudales Palais in der Voßstraße, Kunstmäcen im großen Stil, große Galerie mit Oberlicht, hat die zwei Böcklins von der letzten Ausstellung gekauft, saß mit seiner Gemahlin Lenbach und Angeli, auch Richter hat sie gemalt.

„Und seine Frau?"

„Geborene Gräfin Kaminski, Polin aus der Polackei, mit den Raczynskis und Radziwills nah verwandt, aber mit ihrer ganzen Familie ihrer Mesalliance wegen zerfallen, kühne Amazone, auf allen Pferderennen in Charlottenburg und Hoppegarten, im höchsten Grade pikant und unternehmend, man munkelt so allerlei"...

Franz Wittich erhob sich rasch. Nicht das böswillige Gerede der Welt wollte er hören. Der in der Skandalchronik wohlbewanderte Freund verdarb ihm die süße Illusion. Er schloß die Augen, um den Triumph der Maikönigin noch einmal zu sehen.

Bald darauf wurden sie von einigen Kollegen und deren Frauen und Töchtern umringt. Es gab ein lautes, lebhaftes Begrüßen, dessen Herzlichkeit Bennos allgemeine Beliebtheit deutlich erkennen ließ. Aber auch die stillere Gesellschaft seines Freundes wurde willkommen geheißen, zumal von einer behäbigen älteren Dame, deren stark geschminktes Gesicht noch Spuren einstiger Schönheit zeigte. Sie suchte ihr Frau Marthe Schwertlein-Kostüm nach Möglichkeit zur Geltung zu bringen und war in

Begleitung zweier jungen Mädchen in Gretchen-Tracht, deren kecke Stumpfnäschen und blühende Gesichter von Jugendlust glühten. Alle drei sprachen zu gleicher Zeit in die beiden Künstler hinein.

„Franz, wo haben Sie denn Magda? sie ist doch hier? und steht ihr das Kostüm gut?“ fragte Frau Schwertlein.

„Benno, nicht wahr, Sie sagen Vater nichts davon, daß Sie uns hier getroffen?“ fragte das ältere Gretchen.

„Und mit mir tanzen Sie nicht, Franz?“ schmollte die Jüngste und fuhr, die anderen übertönend, fort: „Na, Gott sei Dank, wir brauchen Sie auch gar nicht. Wir bleiben nicht sitzen. Gerast habe ich, rein gerast. Und dabei die Hitze!“ Sie fächerte sich heftig mit dem zusammengeknitterten illustrierten Festprogramm.

„Sie scheinen jemand zu suchen, Benno, denn Sie sind ja merkwürdig zerstreut,“ bemerkte Gretchen I.

Der Angesprochene stellte es in Abrede, aber nicht ohne eine gewisse Verlegenheit. Nach einer Weile verschwand er unter einem nichtigen Vorwand.

Ein Tempelherr, den weiten Mantel mit dem roten Kreuz über der Schulter, näherte sich jetzt den jungen Damen.

„Ach, da kommen Sie schon und bestehen auf Ihrem Schein,“ rief die Jüngere und nahm ohne weiteres den Arm des sich vor ihr verneigenden Kavaliers.

„Aber mir soll's angenehm sein, trotzdem ich schon ganz außer Atem bin. Und nun recht toll, wenn ich bitten darf. Es ist ein Galopp. Daher der Name.“

„Lotti!" mahnte die Mutter, aber das Pärchen hatte schon das Weite gesucht.

„Kennen Sie ihn?" fragte das ältere Gretchen den Herold. „Es ist ein Assessor, amtiert provisorisch in Jüterbogk, ein liebenswürdiger Mensch von guter Familie, so mit einem gewissen avec . . ."

„Wie heißt er?" forschte die Mutter.

„Ja, wer all die Namen der Herren behalten könnte, die sich einem vorstellen lassen! Ich würde es Lotti von Herzen gönnen, wenn etwas aus der Sache würde. Aber," unterbrach sie sich plötzlich mit einem Blick auf ihre Ballkarte, „mein Tänzer kommt ja nicht. Sollte er mich vergessen haben? Ich wäre außer mir. Ein sehr feiner Herr, Bankdirektor . . ."

„Wie heißt er?" forschte Frau Marthe wieder.

„Ich kann sein Gekritzel nicht lesen," antwortete Gretchen. „Plümicke oder so ähnlich. Er sucht eine Frau, sagte er mir."

„Es sollte mich freuen, wenn ich Sie bald als glückliche Braut sehen würde," bemerkte Franz verbindlich.

„O, mit mir hat's keine Eile. Lotti geht vor. Sie ist jünger und des Schutzes bedürftiger. Ah, da kommt Herr Direktor Müller . . . ich glaube wirklich, er heißt so."

Ein schon ergrauender Beduine trat näher und kreuzte statt der abendländischen Verbeugung gravitätisch vor ihr die Arme auf der Brust; auch der Zwicker, den er auf seiner braun geschminkten Nase trug, that

seiner Echtheit keinen Eintrag. Das ältere Gretchen hüpfte an seinem Arme davon und verschwand bald in der Menge, aber sie konnten nicht lange tanzen, denn die Musik verstummte bald.

Kurz darauf wurden die entführten Damen in ihren Winkel zurückgeleitet. Der Beduine kam mit Gretchen I wieder und setzte das lebhafte Gespräch fort, in das sich auch ihre Mutter mischte; ebenso brachte der Tempelherr Gretchen II wieder, und auch der Baron drängte sich mit Magda am Arme durch die Menge; nur Frau Minne kam nicht wieder, was ihren Gatten zu beunruhigen schien. Auch Benno Volkart zeigte sich nicht mehr, doch niemand vermißte ihn. Man stellte sich gegenseitig vor, plauderte, lachte, klatschte, die heftig geschwungenen Fächer klapperten, und erst als nach einer Weile die Musik mit Pauken und Trompeten zum Kontre einsetzte, flogen die Pärchen wieder auseinander. Sogar Frau Marthe Schwertlein hatte einen Tänzer gefunden, einen dicken, kurzatmigen Bildhauer, und nachdem sie sich lange von ihm und ihren Töchtern hatte bitten lassen, verschwand sie Bonbons knabbernd an seinem Arm und nahm an einem Karree Teil, das aus lauter guten Bekannten gebildet war.

Franz Wittich blieb wieder allein, denn auf seinen dringenden Wunsch hatte seine Braut das Engagement eines befreundeten Karikaturenzeichners annehmen müssen. Sie gehorchte ihm, denn sie wußte, daß er kein leidenschaftlicher Tänzer war und lieber still die bunte Menge mit kritischem Malerauge studierte. Jetzt schien es ihr,

als ob er gerade die Reflexe des Kronleuchters seinem Farbengedächtnisse einprägen wollte.

Eine silberhelle Stimme schreckte ihn auf und ließ jede seiner Fibern erbeben. Er wußte, von wem sie kam, er kannte und liebte sie schon.

„Mein edler Herold," sagte sie, „ich muß Ihnen noch dafür danken, daß Sie mit so viel Überzeugung und Begeisterung mir vorangeschritten sind."

Franz errötete und schwieg eine Weile. Er hatte eine sanfte, etwas müde Art, womit seine lebhafte Geberdensprache, zu der er sich, wenn er einmal in Eifer geriet, hinreißen ließ, seltsam im Widerspruche stand. Er war auch kein schlagfertiger Sprecher, sondern kämpfte mit dem Ausdruck, als ob er seine Gedanken erst in eine fremde Sprache übersetzen müßte. Diese Unbeholfenheit erhöhte den träumerischen Eindruck seines Wesens. Er war eigentlich nur mit dem Pinsel flink.

„Ja," sagte er, „der Träumer hat in Ihrem Anblick alles vergessen und beinah die Festordnung gestört."

„Das könnte nur eine schmeichelhafte Huldigung für mich sein," erwiderte sie, indem sie ihren Kopf mit einer ihr eigenen Bewegung zurückwarf, daß die roten Locken sie wie eine feurige Glorie umzuckten. Dann setzte sie sich und lenkte mit weltläufiger Gewandtheit das Gespräch in das gewohnte Bett gesellschaftlicher Plauderei, erkundigte sich nach seinen Arbeiten, seinen zukünftigen Plänen, lobte seine früheren Bilder und die letzten Kartons für das Rathaus.

„Aber die junge Dame an Ihrer Seite war?" ...

„Fräulein Magda Volkart, meine Braut," sagte er mechanisch und kam sich vor wie ein Schulknabe, der auf einem schlimmen Streich ertappt wurde.

Sie schürzte kaum merklich die Lippen zu einem boshaften Lächeln, doch ihre Lieblingsgeberde schien gleich darauf den spöttischen Gedanken aus dem Köpfchen schleudern zu wollen.

„Und wann soll die Hochzeit sein?"

Er errötete abermals. Gerade aus ihrem Munde und in dieser Stunde war ihm die Erinnerung an seine Jugendliebe peinlich.

„Wir denken noch nicht daran. Jedenfalls werde ich in den nächsten Jahren kaum in der Lage sein, Magda heimzuführen. Nun, wir sind ja beide jung und können warten. Wenn ich sie heute gewissermaßen offiziell als meine Braut vorgestellt habe, so war es mehr, um dem lieben Mädchen, das so viel Schweres zu tragen hat, eine Freude zu bereiten."

„Es ist wohl Ihre Jugendgeliebte?"

„Ja, wir sind zusammen aufgewachsen, lieben uns von klein auf, unsere Eltern wünschen unsere Heirat, und wir sind es zufrieden. Ich bin überzeugt, daß wir glücklich sein werden."

Sie ließ mit einem nervösen Zucken ihrer Hand den Fächer, der aus buntschimmernden Kolibrifedern zusammengesetzt war und in der Mitte einen kleinen Spiegel trug, ihrer Hand entgleiten, so daß er klirrend an der goldenen Kette, die ihn fest hielt, hängen blieb und an den Boden aufstieß.

Dann plauderte sie wieder lebhaft und geistvoll von seinen Bildern, die sie alle kannte.

„Ja, Herr Wittich, ich habe Ihre Kartons für das Rathaus gesehen und wünsche Ihnen den Preis und die Ausführung. Aber wissen Sie auch, daß ich für alle diese kunstreichen Kompositionen ein kleines intimes Bild hingeben würde, das ich vor einem Jahr in Myers Kunstsalon sah? »Gretchens Gang zum Richtplatz« war es betitelt, und Ihr Name stand darunter. Das war keine akademische Arbeit, ein rein menschlicher Vorgang schlecht und recht zur Erscheinung gebracht, mit dem Herzen gemalt und zum Herzen sprechend."

Franz stutzte einen Augenblick, als sie eine Jugendarbeit über eine wohldurchdachte Leistung seiner letzten Wochen setzte. Sein Bestes hatte er in diese Kompositionen gelegt, all seine Gedanken, seine ganze Kunst, und wenn er im Geiste sich jenes unreife Bildchen vergegenwärtigte, so dünkte er sich jetzt erhaben über jenem schülerhaften Können. Dennoch freute ihn das zweifelhafte Lob. Einmal weil es ein unabhängiges Kunstverständnis bewies und dann — nun ja, es war doch ein Werk naiv ehrlicher Kunstbegeisterung, nicht auf Bestellung und im Hinblick auf den ausgeschriebenen Preis gemalt, kein Repräsentationsbild mit all seinem Zwang — sie hatte ganz recht. Und er sprach über jenes halb schon vergessene Bild, erzählte ihr, wie ihn Goethes „Faust" zu dem Bilde begeistert, wie ein trauriges Erlebnis seiner Braut, der plötzliche Tod ihrer kleinen Schwester, ihn mächtig in Stimmung gesetzt hatte.

Sie hörte ihm schweigend zu, und wenn sie hier und da ein Wort in seine Erzählung warf, so war es nicht das zerstreute, banale Beistimmen einer Salondame, die wie eine Schauspielerin zum voraus schon an ihre Antwort denkt, sondern schlagfertige, kluge Bemerkungen, die ihn zur Mitteilung anregten und ihm durch ihr feines Verständnis Freude machten. Als sie ihm aber mitteilte, daß sie die Käuferin jenes Bildes gewesen sei, und ihn einlud, es einmal in ihrem Salon anzusehen, da drückte er nach der Sitte ihres Landes seine Lippen auf den Saum ihres Kleides.

Sie lächelte wieder ihr eigentümlich berückendes Lächeln, stand auf und hing sich an seinen Arm.

„Der Kontre ist bald zu Ende," sagte sie, „suchen wir eine stillere Plauderecke."

In der That spielte das Orchester die letzte Tour. Wie die Musik, so wurden auch die Tänzerpaare immer lebhafter und lauter; von allen Seiten erklang Plaudern und Lachen. Er führte sie in den Tombolasaal und glaubte im Vorübergehen zu bemerken, wie Magda aus ihrer Quadrille heraus einen langen schmerzlichen Blick auf ihn warf, und wie Benno, den die Gattin des Akademiedirektors zum Tanzen „befohlen" hatte, ihm ein Scherzwort zurief. Aber das war nur ein Augenblick, denn er stand ganz unter dem Zauber seiner Frau Minne, die ihm eben in ihrer beweglichen Art auseinandersetzte, wie sie über die moderne Kunst dachte, und daß sie die vergänglichen Moden des Realismus und der Freiluftmalerei verachtete. Sie traf ohne Zweifel eine ver-

wandte Saite, denn er schüttelte zustimmend seinen Lockenkopf.

„Ja, die Schönheit," rief er aus, „sie ist meine ewige Sehnsucht. Ich bin ein Fanatiker, ein Narr der Schönheit. Seit meiner Kindheit habe ich mich gesehnt nach ihr. Um sie zu erhaschen, zu fassen, zu genießen, bin ich Künstler geworden. Die antiken Statuen ließen mein Herz höher schlagen, die Bilder der großen Meister zeigten mir ein Ideal, das dem meinigen ähnlich sah und doch etwas anders war. Ich durcheilte Museen und Ausstellungen, berauscht von Glück, ich suchte die Schönheit in der Natur und auf meiner Leinwand, aber das Ideal, das in mir lebt, habe ich noch nicht verkörpert, und doch muß ich es finden und durch meine Kunst verewigen. Ich umarmte bis jetzt nur unbestimmte Formen, liebte bloße Schemen, küßte die Luft, doch einmal finde ich noch das Ideal und ruhe an einem mit mir glühenden Herzen aus von der Jagd nach der Schönheit. Keine Kunst ohne das Weib, dieses verkörperte Ideal der Schönheit. Kein Künstler ohne Liebe, die irdische Verklärung der Schönheit."

Sie kamen zu dem Zelte der Tombola, wo ein bekannter Künstler, der Historienmaler Weise, und einige Akademieschüler noch mit der Nummerierung und Aufstellung der Gewinne beschäftigt waren.

Sie traten herzu und sahen sich die Bilder und Skizzen in Öl und Aquarellfarben, die Zeichnungen und Lichtdrucke, die Paletten und Tambourins, die kleinen plastischen Arbeiten, Bildermappen und Prachtwerke an.

„Haben Sie auch etwas beigesteuert?"

„Nein," antwortete Franz.

„Schade. Ich bilde mir ein, daß ich und kein anderer Ihr Werk hätte gewinnen müssen."

Dann zog sie ihn zu einer hochragenden Palmengruppe, ließ sich auf einem Divan nieder und lud ihn mit einer Handbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen. Das elektrische Licht flutete auch hier von allen Seiten hernieder und ließ die Palmenwedel in transparentem Grün erscheinen, aber die Ecke war doch lauschig und vom Lärm der Umgebung abgekehrt. Und sie plauderten weiter von Kunst und Künstlern, von Schönheit und Liebe, und sie verstanden sich ganz, als ob sie sich schon seit Jahren gekannt hätten.

„Der Künstler soll lieben, viel und mit ganzer Seele," sagte sie, „denn die Liebe ist für ihn ein Quell immer neuer Kunstbegeisterung. Aber er soll nicht heiraten, denn die Ehe ist das Spießbürgertum, sie erstickt den Genius. Ich hasse und verachte die Schöpfer, die sich in eitlen Träumereien verzehren oder die begeisternde Flamme in der Asche versinken lassen."

„Sie reden ja von den Künstlerehen fast wie Professor Stocker, mein Lehrer," antwortete er munter. „Ein Glück, daß seine Frau Sie nicht hören kann — Sie wissen, die Frau Marthe Schwertlein mit den beiden Margareten."

Es war lebhafter im Saale geworden. Viele Festteilnehmer drangen nach frischer Luft verlangend in diesen letzten Raum, spazierten plaudernd und ihre schweren Prunkgewänder lüftend auf und ab und musterten die Auslage der Tombola. Da erschollen aus dem Neben-

raume wieder die Töne des Orchesters, und im Nu wurde es aufs neue still und einsam um sie. Er lauschte noch immer ihrer Stimme und vergaß seine Braut, seine Freunde und alles ringsum und sah und hörte und dachte nur sie. Doch sie störte plötzlich mit dem ihr eigenen Ungestüm das selige Selbstvergessen dieses Beisammenseins, indem sie jäh aufsprang.

„Eine polnische Mazurka . . . und Sie bitten mich nicht einmal zum Tanz? Aber ich vergaß ja, Ihre Braut wird es Ihnen vielleicht nicht gestatten, trotzdem sie selbst . . .“

„Wir Künstler nehmen das nicht so genau,“ sagte er. „Mir selbst aber wird es eine hohe Ehre sein.“

Er führte sie, ein bißchen enttäuscht, mit einer Verbeugung in den Nebensaal. Sie war die geborene Tänzerin, wie alle Polinnen, graziös, unermüdlich, federleicht. Er fühlte sinnberückend ihren Atem an seiner Wange, und wie ihr Blick auf ihm ruhte. Er war in einem Taumel, wußte nicht, wie lange der Tanz dauerte, wie er zu Ende ging, wie andere ihm folgten, wie Magda wieder Besitz von ihm nahm, aber wortscheu blieb, über Kopfschmerzen klagte und ihn bat, sie nach Hause zu führen. Er gehorchte ihr und warf im Gehen noch einen sehnsüchtigen Blick in den Saal. Da sah er die Baronin, wie sie mit Benno durch den Saal tanzte. Er hätte ihr gerne Lebewohl gesagt, aber Magda drängte. Mit einem Seufzer führte er sie hinaus.

„Ihr Freund verläßt ja bereits das Fest,“ sagte Elenor Ruben zu ihrem Tänzer.

„Lassen Sie ihn, er ist ein Gemütsmensch!“

„Wie?“

„Ein Träumer. Mit dem ist nichts anzufangen, wenn er sich einmal eingesponnen hat. Ich bin mit ihm aufgewachsen, und sein bester, sein einziger Freund. Er liebt nur die Kunst und außerdem blos noch seine Mutter . . .“

„Und Ihre Schwester, seine Braut?“

„Freilich, das wird er ja wohl. Das ist eine Gewohnheitsliebe, eine Familienbraut . . . Ich bin eigentlich gegen diese Heirat, denn Hausmütterchen Magda paßt nicht zur Künstlerfrau. Zum Glück kann er noch lange nicht ans Heiraten denken, denn hier heißt es wie in jener Künstlernovelle: Er war ein Maler, und sie hatte auch nichts.“

„Sie scheinen kein sehr zärtlicher Bruder zu sein.“

„Es ist wahr, meine Schwester steht mir ziemlich fern. Vielleicht liegt das daran, daß ich durch lange Jahre nicht im väterlichen Hause lebte.“

„Noch etwas ist mir aufgefallen,“ bemerkte sie. „Ihre Ähnlichkeit mit Herrn Wittich. Der Zug um den Mund, die Nase, das Oval des Gesichtes, nur daß Sie blond, blauäugig und größer sind.“

„Man hat es mir auch schon gesagt, aber ich kann es nicht finden.“

Elenor war sich über das Wesen dieses Freundes bald klar. Seine muntere, aufgeweckte, leichtblütige Art sagte ihr zu. Über seinen Charakter gab sie sich keiner Täuschung hin. Ein Egoist voll Eitelkeit und Ehrgeiz und in seinen Mitteln nicht wählerisch. Sie

plauderten noch ziemlich lange miteinander, wobei er bestrebt war, sich ihr von der angenehmsten Seite zu zeigen.

„Ah, da finde ich Sie endlich!“ rief plötzlich eine Frauenstimme. „Sie Durchgänger und Drückeberger!“

Benno wandte sich um und machte ein sehr befremdetes Gesicht.

„Nanu?“ rief das Modell im breitesten Berlinisch. „Nu thun Sie mit einemmal, als kennten Sie mich nicht mehr? Als hätten Sie mich nicht selbst eingeladen und mitgenommen in diesem feudalen Zigeunerkostüm, was noch nicht einmal bezahlt ist.“

„Jule, seien Sie doch vernünftig und anständig ...“

Mehr hörte Elenor von dieser Auseinandersetzung zwischen dem Maler und seinem Modell nicht, denn eben verbeugte sich der Direktor der Akademie vor ihr, um sie zum Kontre zu führen.

Benno sah noch, wie sie ihm über die Schulter weg einen ziemlich hohnvollen Blick aus ihren grünen Augen zuwarf.

„Die Giftige!“ zischte die Schwarze Jule. „Aber kommen Sie, wir wollen doch mal sehen, ob wir der Gnade der Herren Kellner einen ordentlichen Happenpappen abringen können. Ich bin noch im Wachstum.“

Sie zog den Widerstrebenden in den Restaurationssaal, wo bereits Frau Marthe Schwertlein am Büffet stand und den belegten Brödchen eifrig zusprach.

II.

Professor Anton Stocker stand in seinem Atelier vor der Staffelei seines Schülers Franz Wittich und betrachtete in komischer Aufregung ein noch nicht ganz vollendetes Ölgemälde. Es zeigte zwei nackte Frauengestalten, welche an einen Brunnen gelehnt die Frische des Abends und eines unsichtbaren Wasserspiegels einzuatmen schienen. Die eine blies auf der Hirtenflöte ein Lied, dem die andere gedankenvoll zuhörte.

„Donnerwetter und alle Teufel!" fluchte das dicke Männchen, indem es mit der Rechten durch den grauen Vollbart fuhr und dann seiner roten türkischen Mütze einen Ruck gab, „wo hat der Junge seine Farben her? !"

Er zog den grünen Vorhang, der das Bild verdeckt hatte, noch vollends von der Staffelei und gab sich ganz dem Zauber dieser Farbendichtung hin. Wohl durchschaute er mit seinem Adlerblick das Unvollendete und Unzulängliche mancher Einzelheit, aber das war nur das bißchen Erdenschwere eines himmelaufstrebenden Genius. Er bewunderte die poetische Verbindung von Figur und Landschaft, den märchenhaften Einklang von Geschöpf und

Schöpfung, die Glut und Harmonie der Farben. Hier fand er jenes farbige, glanzvoll lebendige Schwarz, das nur dem Maler von Rasse zu Gebote steht, das rosagoldig angehauchte Orange, das an die durchsichtige Glut gemalter Scheiben gemahnt. Und dann die prachtvolle rote Fanfare des wallenden Mantels, den die aufhorchende Sylphide fröstelnd über den herrlich modellirten Fleischton ihrer Blöße zog, das feuchtverklärte Waldesdunkel, der selig blaue, unergründlich tiefe Himmel!

Von dem Bilde des Schülers streifte sein Blick über das eigene Werk, das drüben auf seiner Staffelei stand: zwei Landsknechte, denen ein furchtsamer Klosterbruder das schäumende Bier kredenzt. Ja, das war die gangbare Alltagsware des Kunstmarkts, liebenswürdig und allgemein verständlich, geleckt und süßlich, das richtige Prunkstück für einen stilvollen Salon. Er warf mit einer hastigen Bewegung das Tuch über sein Machwerk und setzte sich dem Bilde Wittichs gegenüber auf den Divan, kniff die hellbraunen Augen halb zu und entdeckte immer neue Schönheiten.

„Nein, nein,“ sagte er mit einem Seufzer vor sich hin, „von mir hat er die Farbe nicht!“

Er versank in Gedanken und sah im Geiste sein Künstlerwallen. Geborener Berliner eines geborenen Berliners und noch mehr des Außergewöhnlichen: zur Kunst veranlagt. Sein Vater war ein braver Uhrmacher, dessen Laden der Sohn einst übernehmen sollte. Sein Handwerk lernte er als Lehrling zu Hause, dann als Gesell in der Fremde. Er arbeitete in einer Neuenburger

Uhrenfabrik und fühlte sich mächtig von der großartigen Umgebung der Schweizer Alpen und des Jura angeregt. Hier fing er an, in jeder freien Stunde nach der Natur zu zeichnen. In Paris, wo er später konditionierte, ließ er bald sein ganzes Handwerkszeug unbenutzt im Koffer liegen und fristete seinen Lebensunterhalt kümmerlich genug mit Stundengeben: Deutsch, Zeichnen, Schönschreiben, denn er besaß eine gute Handschrift. Daneben malte er im Louvre und Luxembourg, erst ganz als Autodidakt, nur seinen Staffeleinachbarn die Kunstgriffe ablauschend und abfragend, und kopierte die beliebtesten Meisterwerke: den Zerbrochenen Krug von Greuze, Madame Pigault-Lebrun, die Reise nach Cythere des höfisch eleganten Watteau. Welcher Jubel, als er sein erstes Bild, eine Kopie von Leopold Roberts Schnittern, an einen durchreisenden Engländer verkaufte! Auch die folgenden Arbeiten brachte er an den Mann, sei es an Besucher der Galerie, die ihm über die Schulter weg auf die Staffelei sahen, oder in Ermanglung solcher Käufer an geriebene Kunsthändler. So schlug er sich ehrlich durch. Eines Tages, gerade als er die Mittelgruppe aus den „Römern der Verfallzeit" von Couture in kleinerem Maßstabe kopierte, knüpfte ein etwas mürrisch aussehender Herr ein Gespräch mit ihm an. Die Begeisterung, womit der junge Deutsche von dem berühmten Bilde sprach, that dem Pariser ohne Zweifel wohl; er gab sich ihm als Meister des Originals zu erkennen und lud ihn zu einem gelegentlichen Besuch in seinem Atelier ein; doch möge er nicht vergessen, seine Skizzenbücher mitzubringen, wie er ihm beim Ab-

schied einschärfte. Der ehemalige Uhrmachergeselle schwebte im siebenten Himmel, als der große Künstler mit den schon des anderen Tages mitgebrachten Zeichnungen wohl zufrieden schien und sich sogar bereit erklärte, ihn als Schüler unentgeltlich in sein Atelier aufzunehmen. Hier lernte er fleißig, aber mit der Kunst des verehrten Mannes sog er auch dessen zweifelsüchtigen, unzufriedenen, mit Gott und der Welt zerfallenen Geist ein. Was bei seinem Lehrer, der den Erfolg seines berühmten Jugendbildes nie mehr erreichen sollte und gewissermaßen an seinem frühen Ruhme zu Grunde ging, erklärlich war, schien bei dem gesunden, lebenslustigen Jüngling angenommene Maske, aber es mochte wohl sein, daß seine ererbte nörgelnde Art sich in dieser pessimistischen Lebensanschauung gefiel. Inzwischen machte er gute Fortschritte und hatte als Künstler schon so viel gelernt, daß seine Bilder in den „Salon" aufgenommen wurden. Er verbrachte einige Winter in Italien, immer und überall fleißig malend, doch als er einst auf einer Fahrt zum Sterbebette seines Vaters in der Heimat weilte, da blieb er in den Netzen einer Charlottenburgerin hängen. Er heiratete Elise König, eines Baumeisters Tochter, und da sie keine Lust verspürte, ihre mangelhaften französischen Sprachkenntnisse an der Seine zu verwerten, so bestimmte sie ihren Gatten, in Berlin zu bleiben und eine Säule der vaterländischen Kunst zu werden.

Bald genug bereute er die verliebte Schwäche, die ihn damals der Versucherin nachgeben ließ, denn der erhoffte Erfolg blieb aus. Ihm fehlte zuvörderst der

große Pariser Kunstmarkt, wie auch der anregungsreiche Verkehr mit gleichstrebenden Künstlern. Hier fiel alles in Cliquen und Konventikel auseinander, an der Akademie herrschte der trostloseste Zopf, und der Staat, der sich anschickte, die deutschen Stämme mit Blut und Eisen zu verbinden, that nichts für die Kunst. Seine Raisonnierlust machte ihn auch bald unbeliebt, so daß er seine Lehrerstelle an der Akademie, die er durch Protektion erhalten hatte, nach wenigen Monaten wieder aufgeben mußte. Die Kollegen fürchteten seine böse Zunge, die keinen verschonte; der maßgebenden Kritik wußte der schroffe, formlose Künstler nicht entgegen zu kommen; dem Publikum waren seine Bilder mit ihrem idealen Wurf unverständlich. Auf das angenehme Junggesellenleben in Paris folgten daher recht kümmerliche Jahre. Die Familie vergrößerte sich, aber nicht die Einnahmen. Um den Lebensunterhalt der Seinigen zu bestreiten, war der Künstler am Ende gezwungen, dem Geschmacke der Menge zu schmeicheln. Er, der in seinem idealen Drang am liebsten wieder mit dem Ränzel nach Paris gezogen wäre, mußte nun in der Heimat für Kind und Kegel leicht verkäufliche Bilder pinseln und all seine Neigungen und Überzeugungen aufgeben. Er malte lachende Kinder und bettelnde Greise, sentimentale Liebespaare und durstige Klosterbrüder, auch Bildnisse treu nach dem Geschmacke des Bestellers, nämlich vornehm, geleckt und geschminkt, mit gewinnendem Lächeln und bedeutender Gedankentiefe, feine Röcke und bunte Knopflöcher. In der Zeit seiner größten Not malte er einmal für den Salon eines

begüterten Käsehändlers Stillleben: Austern, Fasanen, Melonen, Pasteten, und wurde sehr schlecht dafür bezahlt, aber da er erklärt hatte, daß er täglich frische Modelle brauche, so wurde wenigstens die Speisekammer seiner Frau von dem Kunstfreunde wohl versorgt. In den Gründerjahren lieferte er für den neugebackenen Adel ganze Ahnengalerien, nachgedunkelt, mit Phantasiewappen, täuschend im Ton alter Meister, und als der altdeutsche Geschmack aufkam, da malte er für stilvolle Einrichtungen bestimmte Dekorationsbilder: für gotische Zimmer fromme Märtyrer und Kreuzfahrer, für Erker mit Butzenscheiben biderbe Haudegen und sittige Mägdelein mit grünem Hintergrund à la Holbein.

Seiner Handwerk gewordenen Kunst blühte die Gönnerschaft der Menge. Die Bilder, die er selbst in den tiefsten Höllenpfuhl verwünschte, wurden in allen Schaufenstern der Kunsthändler ausgestellt, in den Familienblättern zu Illustrationen verwandt, von den Photographen vervielfältig. Er war Mode geworden. Aber mit welcher Wut im Herzen begrüßte er den beginnenden Wohlstand, dem er seine besten künstlerischen Absichten zum Opfer brachte! Wie krampfte sich ihm das Herz zusammen, wenn er seinen Namen unter irgend eine salonfähige Niedlichkeit setzte! Dann fluchte er der Stunde, wo er den Bitten seiner jungen Frau nachgegeben hatte und im Vaterlande geblieben war, und nur ein Blick auf seine beiden lieblich heranwachsenden Töchter konnte seinen Gram zum Schweigen bringen. Ja, er war ein Sklave der Mode, ein Arbeiter um das tägliche Brot. Nur in seinem

Herzen hatte er das Ideal bewahrt, seine Hände mußten sich im Werkeltaglohn mühen. Er wußte nur zu gut, daß er die Gunst der Muse für immer verscherzt, daß sie ihm nie mehr lächeln, daß ihm kein unsterbliches Werk mehr gelingen würde. Endgültig hatte er sich in sein Los gefügt, doch sein Mund überfloß noch von Galle über die falschen Priester der Kunst, zu denen er sich selbst zählte, über die Ohnmacht und Käuflichkeit der Kritik, über den verderbten Geschmack der Menge. Er hoffte nichts mehr.

Nein, nichts mehr für sich, aber noch für einen anderen. Eines Tages war er im Vorderhause, in dessen Garten sein Atelier lag, im Gespräche mit der Portierfrau auf die Kritzeleien und Pinseleien ihres Söhnchens aufmerksam geworden. Da er keine Magd hielt und seine Damen schon genug mit der übrigen Wirtschaft zu thun hatten, so mußte Frau Wittich einmal wöchentlich sein Atelier mit nassen Sägespänen scheuern, wobei sie manchmal von ihrem kleinen Knaben begleitet wurde. Dieser fühlte beim Anblick all der angefangenen und vollendeten Bilder eine verwandte Regung und pflegte, in seine dumpfe Kellerwohnung zurückgekehrt, das Gesehene auf dem erstbesten weißen Fetzen Papier nach dem Gedächtnis wiederzugeben. Nicht ohne Rührung sah der Meister diese jugendlichen Versuche. Manches war noch kindlich und unbeholfen, doch nirgend stieß er auf ein unselbständiges Nachempfinden. Sei es, daß den Kleinen sein Gedächtnis da und dort im Stiche gelassen, oder daß ihm dies und das nicht

gefallen hatte, Stocker fand hier oft ganz freie Varianten seiner Bilder und mußte zuweilen seinem jugendlichen Korrektor recht geben. Ja, sein Bild wäre besser geworden, wenn er die Sache anders gemacht hätte, etwa so wie der Knabe es sich ausmalte. Auch die schülerhaften Wasserfarbenskizzen hatten zwar noch keinen Charakter und wenig Physiognomie, aber schon an diesen ersten schüchternen Versuchen konnte man den koloristischen Sinn bewundern, der sie in den ganzen Akkord hinein gestimmt hatte. Auf alle Fälle ein merkwürdiger Junge!

Der wackere Maler beschloß, für den begabten Franz etwas zu thun. Er lenkte und beaufsichtigte seine weiteren Versuche im Zeichnen. Er ließ ihn nach Vorlageblättern und Gipsabgüssen und nach der Natur mit Bleistift, Röthel oder Kohle kopieren und lehrte ihn das Wesen eines Gegenstandes mit schnell durchdringendem Blicke erfassen und das Charakteristische mit festem Striche festhalten. Nebenbei diente er dem Meister als Handlanger und gelegentlich auch als Modell. Er lernte die Ölfarben bereiten, prüfen und reiben, die Pinsel waschen, die Palette herrichten, die Bilder firnissen, den Gliedermann bekleiden und Gewandstudien treiben, die Geheimnisse der Verkürzung und Perspektive. In Schadows Polyklet fand er die Gesetze von den Maßen und Verhältnissen des Menschen in den verschiedenen Lebensaltern, Geschlechtern, Persönlichkeiten und der Antike. Malen durfte er erst manches Jahr später.

Als der Jüngling endlich mit dem Zeugnis für die Berechtigung zum Einjährigen-Freiwilligendienste die

Schule verließ, war es längst eine selbstverständliche Sache, daß er Maler werden sollte. Nachdem er noch einige Zeit bei Stocker gezeichnet und gemalt hatte, trat er auf dessen Empfehlung in die Malklasse der Akademie, wurde aber nach einem halben Jahr als talentlos entlassen. Mit Thränen in den Augen klagte Franz sein Mißgeschick, doch der wackere Alte tröstete ihn damit, daß auch Claude Lorrain von seinen Meistern fortgeschickt worden war. O er wußte wohl, die „Mandarinen der verzopften Akademie" hatten ihn entlassen, um sich an seinem Lehrer und Gönner und dessen böser Zunge zu rächen.

„Du sollst mein Schüler sein!" rief er aus, indem er ihn an seine Brust drückte. „Ich bin sicher, daß Du Deine Sache besser machen wirst, als ich und alle diese Zöpfe!"

Von nun an verließ der junge Mann das Atelier nur noch für seine Nachtruhe. Er malte erst kleine Stillleben, schöne Geräte nach der Natur, Ornamente, Kostüme, Architekturen, endlich auch ganze Akte nach dem lebenden Modell, wobei Stocker sich freute, wie unbefangen und sachlich der Jüngling dabei verharrte. Er lehrte ihn, sich eines Modells richtig zu bedienen, denn auch Franz verfiel leicht in den gewöhnlichen Fehler der Malerschüler, die bloß für die Umrisse, Schatten und Lichter nach dem Modell sehen und mehr aus dem Kopfe malen. Er mußte ganze Knochengerüste und die Muskeln nach Gipsabgüssen zeichnen und die Veränderungen an dem lebenden Modell studieren. Um sein

Auge zu schärfen, begleitete er ihn mit Malschirm und Skizzenbuch ins Freie zum Landschaftern. Eine besondere Freude war es aber für Franz, wenn er irgend ein Meisterwerk des Alten Museums kopieren durfte.

Mit welcher Andacht stellte er dann vor dem berühmten Original seine Staffelei auf und suchte mit seinem Pinsel in den Geist des Meisters einzudringen! Er malte so eifrig, daß er alles um sich her vergaß, selbst die ihn umstehenden Besucher des Museums: Fremde, die nur nach den im Bädeker besternten Perlen sehen, Liebespaare, die sich hier ein Stelldichein geben, obdachloses Gesindel, das die Hallen der Kunst nur als Wärmstuben benutzt. Wie oft überhörte er die Klingel des schließenden Aufsehers! Manchmal erhielt er den Besuch seines Lehrers, der seine Arbeit prüfte oder ihn zum Ruhen mahnte und ihn wohl auch vor die anderen Bilder der gut vertretenen älteren italienischen Kunst, der an die Eycks sich knüpfenden flandrischen Malerschule, vor die Juwelen Rembrandts und Dürers, zu den Kartons von Cornelius führte, dem wunderlichen Schwärmer der Linie, der den sinnlichen Reiz der Farbe als sündhaft und undeutsch verschmähte. Oder sie ließen sich im Dämmer des ägyptischen Tempelhofes zwischen Granitsarkophagen und amulettenbedeckten Mumien von dem Märchenlande der Pharaonen stimmungsvoll überschauern.

Lange durfte Franz indessen nicht kopieren, denn seine Selbständigkeit sollte er bewahren. Am liebsten sah es der Professor, wenn sein Schüler nur mit Blei-

stift und Skizzenbuch vor den alten Meistern stand, eine Verkürzung aufzeichnend oder einen Farbeneffekt einprägend. Es war eine Lust, wie schnell Franz in die Licht- und Luftgeheimnisse eindrang und das eiserne Studium der Natur mit rastlosem Eifer trieb. Nebenbei lernte er alle Handwerkskniffe der Farbenchemie, die Palettengeheimnisse, die landläufigen Recepte der Ateliers. Vor allem besaß er ein grenzenloses Formengedächtnis, so daß er das Gesehene in allen charakteristischen Einzelheiten wiedergeben konnte. Das ermöglichte ihm später frei aus sich heraus zu schaffen, was andere mühsam erst nach der Natur kopieren müssen. Nach Jahren konnte er noch die in seiner Phantasie festgehaltene Natur aus der Erinnerung wiedergeben, statt seine Bilder ängstlich nach seinen Studien zusammenzustellen. In seinem großen Skizzenbuche entwarf er bald Kompositionen voll malerischer Behandlung.

Stocker war ein vortrefflicher Lehrer. Er begnügte sich nicht nur damit, Winke und Rezepte zu geben, wie die Akademieprofessoren, die ihre Schüler im Trockenen schwimmen lehren, sondern war auch sein freundschaftlicher Berater, der, statt ihn zu meistern, ihn nach seiner Eigenart entwickeln und an seinen eigenen Arbeiten teilnehmen ließ. Wie zu den Zeiten eines Giotto und Cimabue, so war Franz nicht bloß Schüler und Amanuensis, vielmehr auch des Lehrers Freund und Beistand, der dessen Leben und Werke mit ihm lebte. Der stille, bescheidene Schüler übte sogar einen unverkennbaren Einfluß auf seinen Meister aus. Er milderte seine

pessimistischen Launen und bekämpfte sogar seinen Weiberhaß, von dem Stocker einzig seine Töchter ausnahm. Auch als Künstler wuchs der Lehrer mit seinem Schüler. Sie besprachen mit einander ihre gegenwärtigen und zukünftigen Bilder und regten sich gegenseitig an. Ja, das heilige Feuer, das in dem Jüngling brannte, ergriff sogar die in der Asche der täglichen Sorgen versinkende Glut des Alten. Er sprach ihm Mut zu, erhob den Enttäuschten und half ihm auch gelegentlich, wußte es aber stets so einzurichten, daß sein Beistand kaum bemerkt wurde und nichts Verletzendes haben konnte. Ja, er feuerte den Alten an, nebenbei und sobald für das tägliche Brot gesorgt war sich wieder in der echten, großen Kunst zu versuchen, für die er seinen Schüler erzogen und auf die er selber schon längst verzichtet hatte. Er begann in Stunden der Weihe den großen Karton einer Amazonenschlacht zu entwerfen und freute sich kindlich darüber, wenn er die bewegte Komposition, die er später in Farben ausführen wollte, wieder um ein Stück fördern konnte. Mit welcher Hingebung und Schaffensfreude arbeitete er an dem Werke! Er wurde wieder jung und lustig bei dieser Arbeit und pfiff und sang dabei, daß es eine Freude war. Alle die tollen Atelierlieder, die er als Pariser rapin gesungen, fielen ihm ein, und oft mußte Franz alle dreiundfünfzig Strophen der berühmten Litanei von den Juden in Ägypten über sich ergehen lassen.

Heute sang er nicht, er bewunderte nur, und so versunken war er vor der Staffelei seines lieben Franz,

daß er das Öffnen der Thür überhörte und auch den hübschen Blondkopf nicht sah, der mit verschmitztem Ausdruck einen Blick in das Atelier warf.

„Kein Modell da, Papa?"

„Nein."

Und herein huschten die zwei jungen Mädchen, die auch ohne ihre neuliche Verkleidung als sittige Margareten, worin sie auf dem Künstlerfeste paradiert, und trotz ihrer auffallend kühnen Rembrandthüte und übermäßigen Tournüren noch hübsch genug aussahen.

Die weiblichen Mitglieder der Familie Stocker waren echte Atelierpflanzen. Die Mädchen, burschikos wie die meisten Künstlertöchter, lebenslustig und kokett, waren bei allem Übermut anständig und konnten sehr schlagfertig und abweisend sein, sobald man sich Freiheiten herauszunehmen gestattete. Ihre Mutter, die sich eines ebenso guten Magens als Schlafes erfreute, weshalb sie gerne aß und der Ruhe pflegte, kümmerte sich wenig um ihre Töchter, die nach ihrer Façon selig werden mochten. Ilsa hatte schneidern und Lotte hatte kochen gelernt, und so behalf man sich ohne Schneiderin und Magd, doch ging noch immer genug Geld darauf, so daß Stocker rastlos zu malen genötigt war. Er war ein zärtlicher Vater, der seinen Kindern, auf deren niedliche Gesichter und hübsche Figuren er stolz war, nichts abschlagen konnte. Er brachte es einfach nicht übers Herz. Übrigens war es die richtige geniale Künstlerwirtschaft. Auf Kleinigkeiten wurde gespart und im Großen Verschwendung getrieben. Immer

klingelten Gläubiger und drohte der Gerichtsvollzieher. Niemals fand man, was man suchte. Alles Nötige fehlte, und das Überflüssige war reichlich vorhanden. Man ging in Seide und Sammt, doch mit der Wäsche sah es windig aus. Bei Tische trank man das Bier aus Kaffeetassen oder altdeutschen Humpen, wie es gerade kam. Die Damen waren entweder immer im tiefsten Negligee oder zum Ausgehen aufgedonnert und liehen sich gegenseitig ihre Toilettengegenstände. Man lebte stets wie am Vorabend eines Hausballes oder einer Pfändung.

„Papa, ich brauche Geld für einen Hut!" rief Lotti.

„Und ich für ein Jakett," versetzte Ilse. „Du hast ein neues bekommen, während ich das meine nun schon zwei Jahre spazieren führen muß."

„Zwei Jahre!" rief die Jüngere entrüstet. „Vom letzten Herbst willst Du wohl sagen."

„Du verwechselst es mit Deinem Hute, mein Kind," gab die andere schnippisch zurück. „Er ist noch ganz neu, Du kannst also warten. Papa verblutet sich noch für Dich!"

„Verbluten!" rief die Kleine tragisch. „Papa braucht nur ein bißchen fleißiger zu sein und weniger an der Amazonenschlacht zu arbeiten ... Nicht wahr, Papa, Du bist noch ein bißchen fleißiger? Bitte, sei es mir zu Liebe, ja?"

Stocker streichelte der Kleinen die Wange.

„Mein letztes Bild bei Konrad ist noch nicht verkauft. Ihr müßt warten, vernünftig sein!"

„Das sagst Du immer, Du böser Papa!“ schmollte die Jüngere.

Das Wort schnitt ihm in sein Vaterherz. Nein, er wollte kein böser Papa sein. Konrad würde ihm ja wohl einen Vorschuß geben. Er setzte sich gleich neben dem rotglühenden Ofen an den wackeligen Farbentisch, worauf immer ein Tintenzeug stand und schrieb eine Quittung, eine „Liquidation“, wie er den Wisch großartig nannte.

Da öffnete sich die Thür abermals, und eine große stattliche Dame in geblümtem Schlafrock und noch mit den Papilloten über der Stirne stürzte mit sehr gerötetem Gesichte herein. Es war die Frau Marthe Schwertlein vom Künstlerfest.

„Gibst Du den Kindern schon wieder Geld für ihren Putz, indessen ich mich mit unseren Gläubigern herumschlagen muß? Du freilich in Deinem Atelier hast all die Unannehmlichkeiten nicht, denn ich lasse Dir keinen herein, damit Du nicht gestört wirst. Eben war wieder der Tapezierer mit seiner Rechnung da, auch der Fleischer gibt nichts mehr auf Kredit. Her mit dem Wisch, Kinder! Erst das Leben und dann das Vergnügen!“

„Mama!“ riefen die Mädchen weinerlich, aber es half ihnen nichts. Frau Historienmaler Stocker eilte bereits mit der Quittung in der Hand zur Thür hinaus, wobei sie den eintretenden Franz Wittich beinah umrannte, der etwas verschüchtert, den Hut in der Hand hereintrat, sich vor den jungen Damen verbeugte und dem Meister die Hand reichte.

„Sie haben doch Papa nichts davon gesagt, daß Sie uns auf dem Künstlerfest sahen?“ flüsterte ihm Lotti zu.

Er schüttelte den Kopf und bemerkte im nämlichen Augenblicke sein enthülltes Bild, und daß der Lehrer davorstand.

„Brav, brav, mein Junge,“ sagte Stocker. „Die Nörgeler von der Prüfungskommission werden natürlich wieder manches auszusetzen haben, aber das soll Dir Einer nachmachen. Du weißt, ich habe Dich mit meinem Lobe nicht verwöhnt. Ich gestehe sogar, daß ich oft Deine Fehler vergrößerte, sei es um Dich nicht eitel zu machen und noch mehr anzuspornen, sei es — nun ja, die kleine Bestie in uns! — daß ich auf Dich neidisch war. So ist es, der gemeine gelbe Neid, mein Junge, gemein aber menschlich. Nun kann ich Dir jedoch nach diesem Meisterstücke sagen: Du bist fertig, reif, abgeschlossen. Die großen Meister können Dir von Deiner Selbständigkeit nichts mehr nehmen, sondern nur noch Deinen Gesichtskreis erweitern, Dein Gefühl vertiefen, Deinen Formenschatz bereichern. Du kannst jetzt ohne Gefahr nach Italien. Ich werde nächstens mal ein Wörtchen mit Deiner Mutter reden.“

„Lieber, verehrter Meister!“ rief der Jüngling mit zitternder Stimme und wollte ihm im Überschwang der Freude die Hand küssen. Er wehrte es ihm, indem er ihn an seine Brust zog.

„Hören Sie mal, Franz“, sagte Lotti nach einer Weile ernster Überlegung, „könnten wir nicht mit Ihnen nach Italien?“

„Ach ja," fiel Ilse ein, „wenn es nur ginge! Aber wenn Papa mitkommt —!"

„Kinder, Kinder!" beschwichtigte der Vater.

Durch die angelehnt gebliebene Thüre trat in diesem Augenblicke Benno Volkart herein, den grauen Schlapphut wie einen Riesenpilz auf dem Kopf, einen Mantel mit Pelzkragen um seine hohe Gestalt und ein Packet unter dem Arm.

Er war erst seit zwei Jahren Stockers Schüler, von Hause aus Kupferstecher und in seiner neuen Kunst ein sehr schwaches und unselbständiges Talent. Nur auf Franz' dringende Bitte hatte Stocker den intelligenten jungen Mann als Schüler angenommen, und der Unterricht lieferte auch wirklich keine erfreulichen Ergebnisse. Mehr als einmal hatte er den „lieben Freund und Kupferstecher" gebeten, die Malerei doch wieder an den Nagel zu hängen. Benno eignete sich indessen die Technik ziemlich schnell an und pinselte nun seit einigen Monaten auf eigene Faust anspruchslose Ölbilderchen, für die er wunderbarer Weise fast immer einen Käufer fand, denn war er vor der Staffelei nur ein halber Künstler, so wurde er nach der Vollendung des Bildes doch immer ein ganzer Kaufmann. Übrigens ein echtes Berliner Kind, aufgeweckt, witzig, keck und liebenswürdig, so daß ihm auch sein Lehrer nie lange gram sein konnte. Besonders gut angeschrieben war er bei Frau Stocker und ihren Töchtern. Er besorgte für die erstere alle nur erwünschten Aufträge mit immer gleich großer Gewandtheit und verkehrte mit den jungen Damen, denen er

nebenbei den Hof machte, auf kameradschaftlichem Fuße. So war es leicht begreiflich, daß die Damen stets seine Partei ergriffen, ihn unter ihren ganz besonderen Schutz nahmen und auch seine Bilder so reizend fanden, wie ihn selbst. Diese Gönnerschaft gestattete ihm, sich über die harten Urteile seines brummigen Lehrers hinwegzusetzen und sie sogar lustig zu parodieren.

„'n Morgen, meine Herrschaften!“ rief er fröhlich, indem er Hut und Mantel auf einen Stuhl warf. „Ich komme geradenwegs vom Vergolder. Er war sehr erstaunt, als ich auch sein abermaliges Liebeswerk, das er ahnungslos dem jüngsten Kinde meiner Laune erwiesen, auf Kredit haben wollte. Und jetzt, meine Herrschaften, kommen Sie 'ran, die Vorstellung wird gleich angehen.“

Er wickelte aus dem schwarzen Umschlagetuch ein ziemlich kleines Ölgemälde, dessen Firnißdecke und neuer Rahmen einander zu überstrahlen suchten, und stellte dasselbe auf eine dritte Staffelei, die in einem Winkel lehnte.

„So“, sagte er, „und jetzt beneide ich Sie um den Genuß.“

„Keine Ursache!“ spöttelte Lotti.

Das Bild zeigte ein junges Mädchen, das mit vorgehaltener Hand das flackernde Licht einer Kerze beschützt; der Schein erhellte das hübsche Gesicht, indeß die ganze übrige Gestalt, in ein leichtes Nachtgewand gehüllt, in Dunkel getaucht blieb.

„Bitte,“ sagte der junge Maler, „thun Sie Ihren bewundernden Gefühlen keinen Zwang an.“

Die beiden Mädchen traten dem Bilde kritisch näher. Auch Franz, der wieder fleißig an seiner Staffelei malte, warf einen Blick darauf. Der alte Stocker aber trat erst dicht vor das Bild, dann einige Schritte zurück, besah es durch ein halb zugekniffenes Auge, hierauf durch die hohle Hand und endlich durch einen Spiegel, alles schweigsam und in gravitätischem Ernst.

„Na, was sagen Sie dazu?"

„Es ist sehr gut aufgespannt."

Ilse und Lotti brachen in ein lautes Gelächter aus, in das Benno gutmütig einstimmte.

„Lieber Benno," fuhr Stocker fort, „es ist ein Jammer um die schönen Farben. Was an dem Bilde gut ist, das ist nicht von Ihnen. Was darin von Ihnen ist, das ist leider nicht gut. Sie malen immer wieder mit der Spitze des Pinsels, aber hier ... und da wieder, das sind breite Farbentöne ... das Glanzlicht im Auge ... hier diese soliden Striche und Züge ... daran erkenne ich den Pinsel von Franz."

„Nun ja, aber ich war doch auch fleißig."

„Wären Sie weniger daran beteiligt, so würde es besser sein."

„Na weißt Du, Papa," fiel Ilse ein, „ich finde das Bild eigentlich bildhübsch."

„Schön wie gemalen!" rief Lotti.

„Schade," sagte Benno kleinlaut, „da ist er nun, der Schweiß meiner Abende! Ach, habe ich meine Schwester gequält, denn daß sie mir als Modell dabei stand, das haben Sie wohl gemerkt? Nicht? Nun, um

so besser. Es soll ja auch gar kein Porträt sein, sondern idealisiert, zum Bild erhöht. Jeden Abend pinselte ich daran und studierte die Lichteffekte. Mein Vater jammerte fortwährend über die vielen guten Kerzen, die bei dem Vergnügen niederbrannten. Es war nicht sehr ermutigend. Und nun gefällt es Ihnen doch nicht? Weil ich schon öfter solche Beleuchtungsscherze gemalt? Gleichviel, es ist einmal ein gangbares Sujet. Ich verkaufte sie doch alle, zumal an Damen, wenn ich ihnen die rührende Geschichte erzählte, die dazu gehört. Und dann war ja immer der Titel anders. Zuerst hieß das Bild: »Gute Nacht!« dann »Schlafengehen«, dann »Felice notte!« dann »Abendsegen«, dann »Glühwürmchen«. Aber der neueste Titel schlägt sie doch alle. Denken Sie sich nur: »Die moderne Vestalin«, und sehen Sie's dabei an. Das ist doch pikant. Das eröffnet weite Horizonte, wie?"

„Wissen Sie was, Benno," sagte Stocker, „in Zukunft beschränken Sie sich lieber auf die Erfindung des Titels, und Ihre Bilder lassen Sie von Franz malen."

Die Mädchen kicherten.

„Heut Abend im Zoologischen!" flüsterte Lotti dem etwas niedergeschlagenen Benno zu, indem sie mit einem bezeichnenden Blick auf ihren Vater den Finger auf den Mund legte, und tänzelte am Arm ihrer Schwester hinaus. Stocker und Franz arbeiteten an ihren Bildern, und auch Benno holte Pinsel und Palette aus seinem Malkasten und setzte sich auf den Reitsessel vor seiner Staffelei.

„Nur noch ein bißchen Neapelgelb, um ein paar Lichter aufzusetzen," sagte er. „Glauben Sie mir, lieber väterlicher Freund, verkaufen werde ich das Bild doch. Ich kenne meine Pappenheimer. Etwas Schöneres für einen lauschigen Butzenscheibenwinkel giebt es überhaupt nicht."

„Nun," brummte Stocker, „vierzig Mark ist es schon wert."

„Vierzig Mark!" rief Benno empört. „So viel kostet der Rahmen allein."

„Den hatte ich eben mitgerechnet."

Franz lachte. Benno warf ihm einen unwilligen Blick zu.

„Wer soll eigentlich Dein Bild kaufen, Franz? Mythologische Damen bis zur Zehenspitze dekolletiert, das schickt sich nicht für die höhere Tochter, und sie beherrscht nun einmal unser soziales Leben. Ja, wenn Du wenigstens einen passenden Titel dafür hättest! Aber halt, mir fällt einer ein. »Welkes Laub und welkes Hoffen.« Was meinst Du dazu?"

Franz lächelte wieder, ohne sich in der Arbeit stören zu lassen. Stocker warf einen hilfeflehenden Blick gen Himmel, sagte aber nichts. Wozu auch? Da war doch Hopfen und Malz verloren. Und hatte er, der selbst um des lieben Brotes willen solche Dutzendbilderchen schuf, das Recht, den zürnenden Propheten zu spielen? Nur allzu geschickt hatte ihm der Schüler alle die Männchen und Mätzchen abgeschaut, die dem Publikum schmeicheln und imponieren, und am Ende verstand Benno

ja von der Kunst gerade genug, um seine Bilder zu verkaufen.

„Übrigens habe ich eine Neuigkeit," sagte dieser nach einer Weile. „Der Preis für die Rathausfresken ist auf den jungen Giesebrecht gefallen; Franz hat nur eine ehrenvolle Erwähnung abbekommen."

Jetzt war der Alte außer Rand und Band. Giesebrecht? Nun ja, ein Schoßkind der Akademie! Ehrenvolle Erwähnung? Bah, eine wahre Schande. Aber es sei eigentlich kindisch von ihm, daß er sich eingebildet habe, Franz, sein Schüler, der als talentlos von der Akademie Gejagte, könnte jemals von den Herren da oben Förderung erwarten. Waren sie ihm nicht schon bei seinem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit feindselig begegnet? Noch in keiner akademischen Ausstellung hatten seine Beschickungen den ihnen gebührenden Platz gefunden. Entweder hatte sie die Jury zurückgewiesen oder die Hängekommission ungünstig untergebracht. Ein Bild war sogar abgelehnt worden, weil ein Professor dasselbe Thema gemalt hatte. Ein anderes wurde der kleiderlosen Göttinnen wegen in den letzten Saal, die sogenannte Totenkammer, verbannt, wo es unter der Decke in verkehrtem Licht nur durch ein Fernrohr genossen werden konnte. Ein Drittes erregte bei Kritik und Publikum ein solches Aufsehen, daß ihm von Rechts wegen eine Auszeichnung hätte zufallen müssen, aber er wurde bei der Verteilung doch übergangen und zwar „wegen zu großer Jugend". Und der Alte versicherte, der Schlag sei auch diesmal nicht gegen den

Maler, sondern gegen dessen Lehrer gerichtet, und je mehr er tobte, um so schadenfroher lächelte Benno, und um so ruhiger malte Franz an seiner Tafel weiter. Er wußte ja, auch seine Zeit würde kommen. Er konnte warten!

Als Stocker sich endlich beruhigt hatte und wieder eifrig an seinem Landsknecht herumpinselte, sagte Benno halblaut zu seinem Freunde:

„Du, ich habe eine Einladung für Dich. Von der Baronin Ruben von Kaminski. Auf morgen Abend. Du kommst doch?"

Stocker, der in seiner Arbeit versunken schien, hatte das Geflüster doch verstanden. Vielleicht hatte es Benno darauf abgesehen, bloß um den Alten zu ärgern oder sich mit seinen noblen Bekanntschaften vor ihm aufzuspielen.

„Seit wann atmet Ihr denn das Gift unserer sogenannten Gesellschaft ein?" fragte der Alte und begann eine lange Strafrede gegen jene Künstler, die mehr mit Frack und weißer Binde, in Kotillon und Lebenden Bildern, als mit Pinsel und Farbe arbeiten. Der Künstler gehöre nicht in die Salons, wo man ihn höchstens zur Dekoration, als Prunkobjekt, als maître de plaisir und Hanswurst gebrauche. Sonst verkenne er gewiß nicht den Wert des Umgangs mit feinen Weltmenschen. Der Handwerker Dürer habe im Hause seines edlen Freundes Pirkheimer seinen geistigen Horizont erweitert und Rafael erst in Florenz und Rom im Umgange mit hochgeborenen Freunden die Gedankentiefe der Disputa geschöpft. Aber die heutige demokratisierte Ge-

sellschaft müßte ganz anders zusammengesetzt sein, um auf die innere Bildung des Künstlers einen guten Einfluß auszuüben. Daher sei er der Ansicht, daß nur Einsamkeit und Freiheit frommen können.

„Seit wann kennt Ihr übrigens diesen gefährlichen Goldfuchs mit den grünen Augen, vor dem ich Euch ganz besonders warne?"

„Seit dem Künstlerfest," platzte Franz heraus, und erhielt dafür von Benno einen strafenden Blick.

„So, dort wart Ihr also auch? Na, wie war's denn? Aber was frage ich noch! Wie ist da wahre Fröhlichkeit möglich, wo Jeder in seinem Berufsgenossen einen lästigen Konkurrenten erblickt! Ach, wo sind sie, die lustigen Winter- und Sommerfeste von einst! Seit man die Weiber in unseren Künstlerverein läßt, blühen im Winter die Ballfeste, im Sommer die Landpartien mit Damen. Statt Faschingsnarrheit, Humor und Geist, haben wir jetzt die sogenannte zarte Sitte, die „schönen" Aufzüge, eine blöde Hüpferei und Heiratsagentur."

„Das letzte Mal," warf Benno ein, „war es aber sehr hübsch. Die Baronin war die Königin des Festes. Sie sah als Frau Minne wundervoll aus."

„Das kann ich mir denken," meinte der Professor. „Ich sah einmal die Dame, die sich auf den Mäcen herausspielt, auf einer Ausstellung. Wie eine echte emotionssüchtige Kunstschwelgerin kannegießerte sie vor den Bildern, und jedes Wort wurde von ihrem Hofstaat als geistreich und zutreffend bewundert. Ich lachte dabei in meinen Bart. Ihr wißt doch, was Gottfried Mind,

der Katzenrafael, vom Kaiser Alexander I. von Rußland sagte, der seine Bilder lobte?"

„Jawohl," entgegnete Benno, denn er hatte das Citat oft aus des Alten Munde vernommen. „»Der Herr mag wohl ein großer Kaiser sein, aber von der Katz versteht er halt nichts.«"

Stocker wiederholte den Ausspruch mit behaglichem Schmunzeln. Franz schwieg und träumte im Malen weiter. Das harte Urteil über die Baronin verletzte ihn nicht, denn er kannte sie besser. Aber wiedersehen wollte er sie doch nicht mehr. Er sah ja noch ihren Blick, ihr Lächeln, er klammerte sich daran und war selig. Er fürchtete, der schöne Zauber würde bei näherer Bekanntschaft entfliehen, und ihn wollte er bewahren im Allerheiligsten seiner Seele.

Benno hatte sein Gerät hingelegt und war aufgestanden. Er kramte eine Weile in einer Franz gehörigen Mappe und fand darin eine ihm noch unbekannte Aquarelle.

„Da schau!" rief Stocker, der ihm über die Schulter sah, „das ist ja wohl der Rotfuchs als Frau Minne? Alle Achtung!"

Franz errötete über und über. Es sei bloß eine flüchtige Skizze, aus der Erinnerung nur so hingebürstet, aber der Lehrer wollte das nicht gelten lassen.

„Gewiß," sagte er, das Blatt betrachtend, „aus der Erinnerung, aber so wie die Franzosen das ausdrücken: par coeur. Mit dem Herzen!"

Ja, da thronte sie wieder in ihrem silberschimmern-

den Gewande mit Füllhorn und Rosen auf ihrem goldenen Stuhle, die Königin der Liebe, das feine, blasse Profil leise gesenkt, ein Lächeln um den Mund und im dämonischen Blick ein seltsames Feuer. So hatte sie sich zu dem sonderbaren Schwärmer geneigt in hoheitsvoller Herablassung, mild und gütig und berückend, und in diesem Blicke lag ihre Seele und sein ganzes Leben.

Stocker besah sich die Skizze lange Zeit, schüttelte dann das graue Haupt, legte seinen Fez auf den Kopf der Gliederpuppe, zog seinen Mantel an und griff nach seinem Hut.

„Ich will doch gleich mal zu Deiner Mutter, Franz," sagte er.

Als er draußen war, nahm Benno heimlich die Skizze und trug sie samt seinem Bild nach Hause.

Franz Wittich malte rastlos weiter.

III.

Frau Grazia Wittich war die Tochter eines verarmten Apothekers, des Don Giovanni Angelucci, der eine Zeitlang an der Universität Neapel über Chemie gelesen hatte. Aber der leidenschaftliche italienische Patriot, der in den Achtundvierziger Revolutionsjahren mit knapper Not dem Galgen der Bourbonenkönige entgangen war und dabei sein väterliches Erbe eingebüßt hatte, verblieb nur kurze Zeit in diesem ehrenvollen Lehramte. Seine politische Gesinnung machte ihn höheren Orts und sein ungestümer Charakter bei seinen Kollegen unbeliebt. Eines Tages gedachte er in seiner Vorlesung einer wissenschaftlichen Kontroverse mit dem Professor Sementini und rief vom Katheder herab die stolzen Worte:

„Wenn Angelucci spricht, hat Sementini zu schweigen, denn er darf sich rühmen, ihn in seiner Retorte in sein Nichts aufzulösen und wiederherzustellen."

Dem Gegner wurde dieser Ausfall hinterbracht, und Angelucci seines Amtes enthoben. Er gründete hierauf mit den Überresten seines Vermögens eine Apotheke, verkaufte sie schlechter Geschäfte halber, zog in die

Abruzzen, wo er wieder in politische Umtriebe und noch tiefer ins Elend geriet und starb als Militärapotheker in Castellamare, seine Frau mit ihren zahlreichen Kindern in größter Armut zurücklassend. Dort lernte Ernst Wittich, der Musterzeichner und Modelstecher in der benachbarten Tuchfabrik eines Schweizers, die jüngste Tochter kennen, die im Vereine mit Mutter und Schwestern als Wäscherin für den Unterhalt der Familie sorgte. Was nur eine vorübergehende Liebelei sein sollte, wurde zum lebenslänglichen Band. Wittich führte die brave Grazia heim und bewohnte mit ihr ein Nebengebäude der Fabrik am murmelnden Sarno. Drei Kinder entsprossen ihrem Bunde, von denen zwei Mädchen, Ernestina und Giulietta, noch vor der Geburt des ersehnten Stammhalters starben. Dieser war kaum ein Jahr alt, als Garibaldi mit seinen Rothemden der Bourbonenwirtschaft ein Ende bereitete. Was für das Land als Segen ersehnt war, gereichte der Industrie zum Ruin. Die Privilegien und Schutzzölle, womit die Bourbonen die Fabriken im Lande gefördert, wurden aufgehoben, und die oberitalienische und zumal die englische Konkurrenz lähmte den Handel in der zur Provinzstadt erniedrigten Residenz. Die meisten Fabriken wurden umso leichteren Herzens geschlossen, als die Besitzer unter dem früheren Regiment ihr Schäfchen ins trockene gebracht hatten. Auch die Brodherrn Wittichs verfügten den Stillstand der Weberei, und der Zeichner beschloß, mit Frau und Kind nach Berlin, seiner Vaterstadt, zurückzukehren. Donna Grazia nahm Abschied von den Geschwistern und den Gräbern ihrer Kinder und begleitete,

auf dem Arme den zarten kleinen Franz, ihren Gatten nach Deutschland. Die Reise war nicht ohne Gefahren. Im Kirchenstaate blühte noch das Brigantenwesen, und wenn der Postwagen durch den nächtlichen Appennin humpelte, glaubte die Ängstliche hinter jedem Busche den Schatten eines Räubers zu entdecken. In Rom sah die fromme, aber gar nicht bigotte Frau, die ohne Bedenken einen protestantischen Ketzer geheiratet hatte, den heiligen Vater, der ihren Rosenkranz weihte.

In Berlin harrte ihrer ein Schicksalsschlag. Ihr geliebter Mann starb schon nach wenigen Monaten in einer Typhusepidemie. Zu ihrem Troste blieb der gleichfalls erkrankte Knabe am Leben. Jahre des Elends lagen nun vor ihr. Die wenigen Verwandten und Freunde ihres Gatten, zum großen Teile selbst unbemittelte Leute, konnten fast nichts für sie thun. So fristete sie ihren und ihres Kindes Unterhalt kümmerlich als Waschfrau, erlangte dann durch Empfehlung einer Freundin ihres Verstorbenen, der Frau Volkart, als Portierfrau in der Bendlerstraße freie Wohnung. Nebenbei wusch sie für die Bewohner des Hauses, dann, als ihre nach heimatlicher Art niemals durch Seifenstein und Chlor mißhandelte Wäsche bekannt wurde, auch für weitere Kreise. Nach einigen Jahren hatte sie in einem langen blauen Baumwollenstrumpf einen Sparpfennig zurückgelegt, der ihr die Heimkehr in die Heimat mit Fränzchen gestattete. Aber es kam anders. Als der im Gartenhause wohnende Professor Stocker sich eines Tages erbot, ihren Cicillo zum Maler ausbilden zu lassen,

da verstand sie sich doch dazu, im Vaterlande des Kleinen mit Gottes und aller Heiligen Hilfe auszuharren. So blieb sie also in Berlin.

Ihre Verhältnisse besserten sich, besonders als sie den Rat Stockers befolgte und von ihren Geschwistern eine Sendung echter Teigwaren zum Zwecke des Wiederverkaufs kommen ließ. Franz sah noch lange in seinen Gedanken die große Kiste, aus deren nach Lorbeer und Zitronen duftendem Grunde die spröden, weißen Maccaroni auftauchten, rotgoldene Orangen, zum Teil noch umlaubt, hellgelbe Limonen, dunkelbraune Kastanien, purpurne Liebesäpfel, mit denen die Mutter frischen Salat und für den Winter Tomatenkonserve zu bereiten verstand, und ganz unten lagen eigens für ihn von den Onkeln und Tanten beigelegte Mustacciuolikuchen und Feigen, in denen je eine Mandel steckte.

„Mama, machen die Lazzaroni diese Feigen?"

O wie lachte Donna Grazia über die komische Frage! Der Junge aber ließ sich die Leckereien, ob sie nun von den schmutzigen Lazarusbrüdern stammen mochten oder nicht, gar prächtig munden.

Der erste Versuch fiel günstig aus. Andere nicht minder einträgliche folgten, und am Ende gab sie die Wäscherei ganz auf. Das Geschäft blühte, denn sie verkaufte zu niedrigeren Preisen, als in den anderen Handlungen üblich, und ansehnliche Sümmchen flossen in den Strumpf. Ihre Kunden waren zunächst die Hausbewohner und ihr Anhang, dann die Nachbarn, gelegentlich auch kleinere Wiederverkäufer, denen direkte Verbindung mit

Neapel fehlte. Ihr bester Abnehmer aber war Professor Stocker, der überhaupt für die südliche Küche schwärmte und, wie er versicherte, für ein Risotto, eine Polenta oder eine Schüssel Maccaroni seine Seligkeit verkaufen würde. Ein guter Kunde, aber ein schlechter Zahler. Allein Donna Grazia gewährte dem Lehrer ihres Knaben gerne Kredit. Sie kannte ja die Mißwirtschaft seiner Damen: die in Putz vergeudeten Einnahmen, die ewigen Reibereien mit den Lieferanten und Manichäern. Wie oft war sie schon von der Frau Professor oder ihren Töchtern um einen kleinen Vorschuß gebeten worden!

„Donna Grazia," riefen dann die Damen zum Fensterchen herein, „wir haben unser Portemonnaie vergessen. Geben Sie uns doch ein paar Thaler."

Und Donna Grazia eilte zum Ladentisch und reichte das Verlangte den Damen hinaus — auf Nimmerwiedersehen! Und niemals hatte sie dieselben an ihre Anleihen gemahnt oder dem Professor die Schuld angekreidet. Sie brachte diese Opfer gerne, denn sie wußte, daß sie nichts bedeuteten vor der Thatsache, daß ihr Franz zu einem berühmten Maler herangebildet werde. Nicht genug konnte sie dem braven Don Antonio dafür dankbar sein!

Sie hatte sich allmählich in das nordische Großstadtleben hineingefunden, nur mit dem rauhen Klima vermochte sie sich nicht zu befreunden. Sie kränkelte viel und alterte vorzeitig. Schon besser hatte sie sich mit der Sprache abgefunden. In verhältnismäßig kurzer Zeit vermochte die des Lesens und Schreibens Unkundige die marktgängigen Ausdrücke zu radebrechen; dar-

über hinaus gingen aber ihre Kenntnisse nicht, und sie gab sich auch keine Mühe weiter. Ihr Deutsch sprach sie ganz neapolitanisch aus, verdoppelte willkürlich die Konsonanten und ließ die Endsilben in einem stumpfen Vokal ausklingen, der zwischen e und o schwebte.

Das hielt sie nicht ab, sich zumal in ihrem ewigen Streite mit den bösen Gassenjungen, die ihr Orangen stahlen und Fränzchen prügelten, wohl verständlich zu machen. Stocker kam eines Tages gerade dazu, wie sie aus einer Schaar lärmender Rangen, die sie: „Dicke Italienerin!“ und „Pomeranzenliese!“ schimpften, den nächstbesten am Ohr faßte und zauste, indem sie dabei rief:

„Was isto mit Italienerinna? Italienerinna brava Fraua! Schämete, Unverschämte!“

Stocker lachte noch heute, wenn er diese wütende Philippika im Tonfalle des Originals wiederholte.

„Weißt Du,“ sagte eines Tages Benno Volkart zu Franz, nachdem er lang über den Sinn einer Strafpredigt nachgedacht hatte, die Donna Grazia an ihn gerichtet, „weißt Du, was Deine Alte spricht? Gotisch, das reinste Gotisch des Ulfilas. »Atta unsar thu in Himinam« . . . die Ähnlichkeit ist täuschend.“

Auch noch andere Eigenarten hatte sie in ihr nordisches Leben hinübergenommen. Ihre lebhafte Geberdensprache, ihre Küche, ihren Aberglauben, ihre Leidenschaft für das Lotto. Sie war eine gewohnheitsmäßige Spielerin, hatte bei der preußischen Klassenlotterie auf ein bestimmtes Viertellos abonniert, das sie stets erneuerte,

und war auf allen Kollekturen eine bekannte Erscheinung. Nebenbei spielte sie noch auf „ausländischen" Lotterien und wollte nicht begreifen, daß sie deshalb einmal zu einer Strafe verurteilt wurde. Von Neapel hatte sie sich eine „smorfia" mitgebracht, und in diesem „Traumbuch oder Gasthaus zur Fortuna, eröffnet für Lottospieler" mußte Cicillo die Deutung und den Zahlenwert ihrer und seiner Träume nachsehen, auf die sie ihn wohl zu achten bat. Auch jedes Tagesereignis wurde von ihr in Ziffern übersetzt und ausgespielt. Gewann sie einmal, so wurde der Betrag wieder für neue Lose angelegt; doch blieb sie natürlich der Meinung, daß die Staatslotterie im weiland Königreiche beider Sizilien viel besser eingerichtet und gewinnbringender gewesen sei.

Unterdessen wurde der kleine Franzischiello ein großer Franz. In den Schulen rückte er freilich nur langsam vor, und mit Not machte er das Abiturientenexamen. Wie viel Kummer und Sorge empfand seine Mutter, als er im Waffenrock steckte und nur noch selten nach Hause kam! Und auch seine schönen schwarzen Locken hatten unter der Scheere fallen müssen! Allein das militärische Zwischenspiel hatte doch sein Gutes. Es rüttelte den Jüngling aus seinem Brüten auf und weckte seine Vaterlandsliebe. Bisher hatte er sich als halber Italiener gefühlt, jetzt war er voll und ganz ein Deutscher geworden.

Das Versäumte in der Kunst wurde nach dem Dienstjahre mit verdoppelten Kräften eingeholt. Bis

zur Dämmerung stand er vor der Staffelei in des Lehrers Atelier, und wenn er abends zum Schlafe sich in seine Stube einschloß, sah die überall herumschnüffelnde Mutter durch die Ritzen der Thür und das Schlüsselloch den Lichtschein, bei welchem Franz über seine Skizzen gebeugt saß.

„Cicillo, zuccariello, pittore della morte!“ rief sie ihm dann schmeichelnd zu, „va corcà (geh' schlafen)!“

„Mmo, mmo, Mammà!“

Sein „Sogleich“ war aber ein dehnbarer Begriff, denn nach einer Stunde brannte sein Licht noch immer, und vergeblich ermahnte sie ihn wieder zum Schlafengehen. Zwar dünkte es ihr einmal, als sei der Kerzenschein verlöscht. Der Schelm hatte ihn einfach mit dem Lichtschirme verdeckt. Donna Grazia kam bald genug auch hinter diese Kriegslist und ließ sich künftig nicht mehr täuschen.

Nun, der Lohn für seinen eisernen Fleiß blieb auch nicht aus. Jedesmal wenn der Professor zu ihr kam, erzählte er ihr von den Fortschritten ihres Sohnes, der auf dem besten Wege sei, ein großer Maler zu werden und seinen Lehrer weit zu überflügeln. Sein erstes Auftreten habe zwar nicht den erwarteten großen Erfolg erzielt, allein er müsse eben mit seiner idealen Richtung gegen die realistischen Götzen des Tages, den Neid der Kollegen und die Dummheit der Menge ankämpfen. Er werde sich schon noch seinen Platz an der Sonne schaffen und alle überstrahlen. Aber zuvor müsse er einige Zeit in die Fremde, um seinen Gesichtskreis zu

erweitern und sich vor Einseitigkeit zu bewahren. Doch wohin? Natürlich nach Italien, ins Land der Kunst. Zwar seien die großen Meister der Renaissance manchem deutschen Maler verderblich gewesen, der als Jüngling zu ihnen wallfahrtete und dort die ganze Eigenart verlor, weil er noch Schüler, noch unselbständig war. Aber Franz war schon eine abgeschlossene künstlerische Individualität, der als naiver Schüler und zugleich als selbstbewußter Meister den Alten gegenüberstehen konnte. Er würde sich von den großen Malern nur begeistern, nicht beeinflussen lassen. Sobald die Zeit gekommen sei, wo er ohne Gefahr seine Romfahrt antreten könne, werde der Lehrer es seiner Mutter sagen.

Und nun hatte sich Professor Anton Stocker auf den Weg gemacht, um der armen Frau mitzuteilen, daß sie sich jetzt auf ein langes Jahr von ihrem Sohne trennen müsse!

Nachdem er das Hausthor geschlossen und einige Schritte auf dem Bürgersteige zurückgelegt, hielt er vor einer niedrigen Thür mit der Aufschrift:

Frau G. Wittich geb. Angelucci.
ff. Italienerwaren.

Er trat über ein paar Stufen in eine niedrige Kellerwohnung. Ein betäubender Duft von Orangen und Zitronen, dem sich der schärfere Geruch von Käse und Würsten beimischte, schlug ihm entgegen. Er kannte und liebte diese Atmosphäre, die ihn stets an seine glücklichen Wanderjahre in Italien erinnerte. Er nahm eine

Apfelsine aus einem der nächsten Körbe, wog sie in der Handfläche und roch mit Kennermiene daran. Ihm war als atmete er wieder in einem Orangenhain.

„Bon giorno, Donna Grà!“ rief er.

„Favorite, Don Antonio!“ antwortete eine kreischende Frauenstimme aus der Hinterstube, „mmò vengo (gleich komme ich)!“

Der Maler sah sich im dämmerigen Gemach um, welches aus einem Fenster, das auf dem Niveau des Straßenpflasters lag, und von der auch im Winter fast immer offenen Thür ein spärliches Licht erhielt. Zur Linken war noch ein ganz kleines, mit blendend weißen Spitzengardinen versehenes Fenster angebracht, das auf den Treppenflur ging; daneben hing der Thürzug. Auf dem Ladentische stand die Wage mit ihren blanken Messingschalen, daneben lagen auf einem großen Brett einige Käseschnitten, die einen durchdringenden Geruch ausströmten: mit grünen Kräutern gespickter fetter Gorgonzola, gelber Reibkäse von Parma und halb schon flüssiger Stracchino. Darüber hingen von der Decke, hübsch mit Lorbeerblättern und Goldpapier geschmückt, lange und kurze, dicke und dünne Veroneser und Mailänder Salami, kugelförmige Bologneser Mortadella, deren Speckklumpen durch den umhüllenden Darm schwitzten, und Caccio cavallo, der „Stutenkäse“ aus Neapel, in der Form einer Kürbisflasche, wie sie im Süden die Pilger tragen. An den Wänden standen behäbige Säcke, deren Öffnung oben den weißen, feingekörnten Reis oder die braunen Kastanien sehen ließ,

indessen dahinter ein Regal auf blauem Packpapier mehrere Lagen feiner und dicker Maccaroni, Nudeln und ähnliche Teigwaren zeigte. In einer offenen Schublade sah man gedörrte Feigen, in buntes Silberpapier gewickelte Torroncini von Cremona, Persicati von Bergamo und weiße Confetti in allen Größen, norditalische Leckereien, für deren Güte der süßen Berliner Jugend das richtige Verständnis aufzudämmern begann.

Und in dieser dumpfen Portierwohnung, diesem kleinen Kramladen, halb unter der Erde, war sein lieber Schüler, der künftige große Künstler aufgewachsen! Von den kleinen Fenstern aus konnte der Knabe statt des Himmels nur die Füße der Vorübergehenden, den Staub und Schmutz der Straße sehen, erschreckend nah, und vom Hofgarten fast nur das Gras und Staudenwerk. Hier lebte er höchstens mit den Sperlingen in guter Kameradschaft, die ab und zu hergeflogen kamen, um die Körner und Brosamen wegzupicken, die aus allen Stockwerken von milder Hand hinabflogen.

Der Professor wurde in seinen Gedanken unterbrochen, denn im Rahmen der nach der Hinterstube führenden Thür erschien eine kleine dicke Frau, deren Oberkörper, von keinem Mieder eingeengt, ein rot gemusterter Baumwollenshawl umwand. Ein ähnliches Tuch trug sie um den Kopf gebunden, und in dieser Einfassung erschien das hagere, farblose Gesicht mit der langen spitzen Nase und den schönen tiefschwarzen Augen noch zigeunerhafter. Der Mund war eingefallen, denn das rauhe nordische Klima hatte sie schon im ersten

Jahrzehnt ihres Berliner Aufenthaltes ihrer besten Zähne beraubt. Das Haar, das tief in die Stirne hineinwuchs, war stark ergraut, glänzend und glatt gestrichen. Diese unförmliche Gestalt bewegte sich auf ihren ausgetretenen schlürfenden Pantoffeln mit großer Lebhaftigkeit, schaltete und waltete beweglich in ihrem kleinen Laden und verstand ein halbes Dutzend Kunden auf einmal zu bedienen.

„Che commandate, Don Antonio?“ fragte sie den Professor um sein Begehr, öffnete hastig ein Schubfach und breitete einen Büschel gelber Maccaroni vor ihm aus, die erst heute frisch von Neapel gekommen waren. Sie griff mit ihren hageren, abgearbeiteten Fingern in die dünnen Stängelchen, daß sie knirschten und sprangen, und hob sie gegen das Licht. „Vermicelli di Castellamare!“ rief sie stolz. Bessere Maccaroni gibt es nicht.

Allein Stocker schüttelte den Kopf, und kaum hatte er den Namen ihres Sohnes genannt, so überflog das abgehärmte Gesicht der zärtlichen Alten ein Strahl der Freude und des Mutterstolzes.

„O Cicillo, Francischiello mio!“ rief sie aus, huschte in die Hinterstube und kam gleich wieder mit einem schwarzgerahmten Ölbilde zurück. Triumphierend hielt sie es dem verehrten Lehrer entgegen.

„Sant' Antonio di Pavuda!“ rief sie, den Namen ihres Paduaner Schutzheiligen, nach welchem ja auch der verehrte Lehrer getauft war, in neapolitanischer Weise verstümmelnd.

Stocker kannte das Bild schon, denn Franz hatte

es in seinem Atelier zum letzten Geburtstage der Mutter gemalt. Doch er stellte sich, um die Freude der guten Frau zu erhöhen, sehr überrascht und lobte aufrichtig die treffliche Malerei. Freilich, das war ein anderer Heiliger, als der von irgend einem Weißbinder gepinselte Santo mit den lächerlich runden Augen, den sie aus Neapel mitgebracht und in ihrem Schlafstübchen aufgehangen hatte.

„Ah, chistu figliu addò ha cacciato chisti talenti?!“

Ja, wo hatte dieser Junge seine Gaben her? Auch der Lehrer hatte sich heute diese Frage gestellt. Sonst war die Mutter über diesen Punkt im Klaren: von seinem Vater, ihrem lieben Don Ernesto, hatte er's natürlich. Welche schöne Muster für Foulards und Kleiderstoffe wußte er nicht zu erfinden! Seine Witwe bewahrte noch heute von ihm gezeichnete Taschen- und Busentücher mit so reizenden Blumen und Ornamenten, zierlich geschnitzte Holzmodel mit Messingstiften und eine schwere Mappe voller Handzeichnungen. Doch Stocker wollte nicht viel davon wissen. Kein Zweifel, es waren in ihrer Art gewiß höchst achtenswerte Arbeiten eines geschickten und fleißigen Handwerkers, aber sie lagen doch himmelweit abseits der Kunst. Auch die Studien nach der Natur zeugten von einem gewissen Formtalent und Farbensinn, doch schon der zehnjährige Franz, meinte er, hätte viel besser gezeichnet und gemalt. Nein, nein, von seinem Vater hatte dieser sein Genie ebenso wenig, als von seiner braven Mutter, die sich stets in schreiende

Farben kleidete und von der Malerei nur so viel verstand, daß sie alles, was ihr Sohn machte, wie ein blaues Wunder anstaunte. Und der Lehrer, indem er jetzt den Duft der Orangen einatmete, dachte, daß unter jenem glücklichen Himmelstrich auch die Schönheit im Gemüte jedes Menschen mitgeboren wird, daß der junge Künstler sich sein Farbenrecht aus der Glut italischer Sonne, Kostüme und Menschen geholt hatte.

Aber Donna Grazia lächelte stille vor sich hin. In allen Lebenslagen hatte sie einen Sinnspruch oder ein Sprichwort als Trost, ein Erlebnis ihres Daseins oder eine Lehre ihres Vaters als Beispiel zur Hand. Sie drängte den Maler in die Hinterstube, wies den pockennarbigen Michele, der dort die Fenster putzte, hinaus und erzählte flüsternd, was ihr eben eingefallen war: wie sie einst, als sie ihren Cicillo unter dem Herzen trug, eines Sonntags mit ihrem Manne nach der Trümmerstadt Pompeji gewandert war, um die ausgegrabenen antiken Häuser zu sehen, und dort nach langer ermüdender Wanderung in einem Säulenhofe von einem überraschenden Anblick heftig bewegt worden sei. Es war ein Gemälde unter einem schützenden Vordach, die Farben noch leuchtend, als wären sie gestern aufgetragen worden, und zeigte in Lebensgröße einen nackten schönen Jüngling mit schwarzen Locken, wie ihr Cicillo sie jetzt trug, die Leyer in der Hand, von einem prächtigen Purpurmantel umwallt. O dieses blendende Rot, dieses begeisterte Götterantlitz, ein schreckhafter Anblick fast, und doch so schön und ergreifend, ihr unvergeßlich! Noch heute sah

sie im Geiste den Heidengott; könnte sie malen, sie würde aus dem Gedächtnis jeden Zug treffen.

Stocker wühlte gedankenvoll mit seiner Rechten im Bart. Ja, die Wege des Herrn sind wunderbar. Vielleicht war der Strahl der Begeisterung, den jener Künstler vor zweitausend Jahren in sein Werk gelegt, in das Gemüt der Mutter gefallen und hatte in der Seele des noch ungeborenen Knaben den göttlichen Funken, den Sinn für die Kunst, den seligen Farbenrausch geweckt . . .

Ein Stündchen und länger plauderten die beiden in der hellen, freundlichen Stube. Von Zeit zu Zeit schallten aus dem Laden der geschäftige Schritt des treuen Michele, die Stimmen feilschender Kunden, das Aufschlagen der Gewichte in der Wage und Geklingel von Kleingeld. Michele wußte in allem Bescheid, denn schon seit drei Jahren diente er bei Donna Grazia, obwohl er seines Zeichens nicht Hausknecht und Ladenhüter war. Als Kastanienröster war er nach Berlin gekommen, aber es war ihm schlecht ergangen, und eines Tages war er halbverhungert in die Budike der gutherzigen Neapolitanerin getreten, wo kein kummervoller Landsmann vergeblich anklopfte. Donna Grazia hatte Mitleid mit dem armen Burschen, hieß ihn sich am Ofen wärmen und kochte ihm unterdessen eine große Schüssel Maccaroni, die er bis auf das letzte Krümel aufaß. Ob er satt sei, fragte sie ihn und erwartete die Ankündigung beginnender Magenbeschwerden. Aber Michele antwortete mit einem dankerfüllten Blicke:

„Mezza botte!“

Nur das halbe Faß voll! Ein Nimmersatt, der Bursche, aber da er sonst treu und ehrlich war, so blieb er als Knecht bei ihr. Er vertrat sie gelegentlich im Laden und bildete sich im Laufe der Zeit zu einem idealen Portier aus. Er kontrollierte scharf die Passanten und wies Hausierer, Spielleute und Bettelvolk unerbittlich ab. Mit der deutschen Sprache hatte er sich, zum Unterschiede von seiner Padrona, in kurzer Zeit ganz leidlich abgefunden, und fehlte auch seinem cerberusmäßigen Anruf „Zu wem wünschen Sie?" der Berliner Vollklang, so war er doch verständlich und imponierend. Gegen die Bewohner war er freundlich und ließ sie auf ihr Klingeln nie lange warten. Die Treppe und den Hof hielt er rein, das Gas drehte er nicht zu früh ab, und die Hausthüre verschloß er pünktlich mit dem zehnten Glockenschlag. Er kümmerte sich nicht um die Angelegenheiten und Streitigkeiten der Parteien, klatschte nicht mit dem Dienstpersonal, besorgte nebenbei im Sommer die Gartenarbeit, und im Winter schippte er Schnee und streute Sand bei Glatteis. Kein Wunder, daß der Hauswirt, ein königlicher Baumeister, mit dem neuen Gehülfen der Frau Wittich besser zufrieden war, als mit ihren früheren eingeborenen Knechten, die es bei der haushälterisch genauen Frau nie lang aushielten. Wenn aber die Dienstmädchen sie neckten, daß der Pockenfritze, der „mit dem Gesicht auf dem Rohrstuhl gesessen", wohl ihr Bräutigam sei, dann zuckte sie verächtlich die Schultern. Sie atmete nur für ihren Sohn, und schloß sie in ihr Abendgebet noch einen Lebenden ein, so war es höchstens der

gute Don Antonio, der täglich ein halbes Stündchen mit ihr zu verplaudern pflegte, um von seinem lieben Italien zu schwärmen, seine Ehestands- und Haushalts-sorgen zu vergessen und auf die Weiber zu fluchen.

Aber heute war er gekommen, um ihr den Sohn zu nehmen! Poverella! Und der Grausame führte seine ganze Beredsamkeit, tausend gewichtige Gründe ins Treffen, um das Mutterherz von der Notwendigkeit dieser Reise zu überzeugen. Er sagte, daß Franz jetzt einen wichtigen Abschnitt seiner künstlerischen Entwicklung erreicht habe, daß es für diesen geraten sei, eine Weile aus dem Gesichtskreise seiner mißgünstigen Kollegen zu verschwinden, um später als ein Mann und fertiger Meister zurückzukehren und mit einem Schlage sein Künstlertum zu erweisen. Es sei gar nicht daran zu denken, daß Franz bei der gegenwärtigen Zusammensetzung des akademischen Senates den Michael Beer'schen Preis oder sonst ein Reisestipendium erhalten werde, und länger darauf zu warten, wäre unnütz und schädlich. Zum Glücke sei ja Donna Grazia in der Lage, auch noch dieses große Opfer für ihren Sohn zu bringen, der es ihr in Bälde wieder zurückerstatten könne; vielleicht würde schon sein neues Bild „Die Najaden" einen Käufer finden, so daß es sich für sie nur um einen Zuschuß handeln könne.

Den wahren Grund seines Drängens verschwieg der Alte freilich. Er wollte Franz dem üblen Einflusse Bennos entziehen. Hatte er doch erst heute erfahren, daß Franz von dem Freund in die Gesellschaft eingeführt worden sei, auf dem Künstlerfeste war, vielleicht

schon in den Netzen der gefährlichen Kokette mit den grünen Augen steckte, dieselbe sogar schon heimlich malte... Auch die aussichtslose Liebelei mit Magda war ihm ein Dorn im Auge. Schon vor Jahren war Stocker dahinter gekommen, daß der Junge sich als den Bräutigam von Bennos Schwester betrachtete, daß sich die jungen Leute ewige Treue geschworen und möglichst bald zu heiraten gedachten.

„Ewige Treue! Heiraten! Ein Künstler! Unsinn!" wetterte der Alte. „Ein Maler soll sich nicht einspinnen lassen, wie ich, sondern frei sein, wie der Vogel in der Luft, leben, genießen, je toller, je besser!"

Vergeblich hatte er Franz ins Gewissen geredet und ihn beschworen, das gute Mädchen aufzugeben. Von Donna Grazia war er dabei nicht unterstützt worden, denn sie liebte die Kleine und wünschte sich keine andere Schwiegertochter. So hatte er denn zu der sogenannten Brautschaft geschwiegen und sich damit getröstet, daß die künstlerisch notwendige Italienfahrt des Jünglings die beiden schon auseinander bringen würde. Aus den Augen, aus dem Sinn!

Darum fehlte auch heute unter seinen Vernunftgründen diese Notwendigkeit einer Entfernung von Magda. Bloß eine Andeutung über das drohende Salonheldentum des jungen Künstlers erlaubte er sich. Franz müsse notwendig einmal aus dem nüchternen kritischen Berliner Dunstkreis heraus, wenn er kein Akademiker, kein Modemaler und kein Spießbürger werden wolle.

Donna Grazia saß wie geknickt vor ihm, stützte

das Gesicht in beide Hände, und große Thränen rollten ihr auf das rote Brusttuch. Sie sollte sich von ihrem Cicillo trennen! O sie würde es nicht ertragen, das Leben ohne ihn! Wenn sie nur mitkönnte, aber auch das gestattete der strenge Don Antonio nicht. Und für wen das große Opfer? Für die Kunst? Was war das für eine grausame Heilige, die ihr den Einzigen raubte? Lange Zeit redete ihr der Professor vergeblich zu, daß es zum besten ihres Sohnes geschehe, der doch nicht ewig unter ihrer Obhut bleiben könne, daß sie es ihm als Mutter schuldig sei. Hatte sie bis heute seine Erziehung und Ausbildung als Lebensaufgabe betrachtet und derselben alle Hingabe und Aufopferung gewidmet, so mußte sie auch noch in diese Trennung willigen. Sie seufzte und weinte so herzerweichend, daß Michele besorgt den Kopf zur Thür hereinsteckte und fragte, was der Padrona fehle, und ob er zum primario, dem Arzt, oder zum speziale, dem Apotheker, springen solle.

Am nächstfolgenden Abend, als der Graukopf wieder bei ihr vorsprach, um einen abermaligen Sturm auf ihr Herz zu wagen, fand er sie um vieles gefaßter. Sie hatte in vergangener Nacht einen herrlichen Traum gehabt, der nach der smorfia viel Glück und viel Geld bedeutete. Das hatte sie mehr zur Nachgiebigkeit gestimmt, als des Lehrers Vernunftgründe, und so erteilte sie ihre Einwilligung. Als Stocker fort war, holte sie ihre carocchia, den geldbergenden Strumpf, aus seinem Versteck und that unter neuen Seufzern und Thränen das Reisegeld für Franz zusammen.

Mit Inbrunst umarmte sie ihn, als er zum letztenmal in sein Zimmerchen schlafen ging, und noch lange saß sie, den Rosenkranz in der Hand, ihre Gebete lispelnd hinter dem Ladentisch, während Michele auf einem Polentamehlsack eingenickt war.

Dann kam der bewegte Abschied am Bahnhof. Auch Stocker hatte sich eingefunden, um seinem Liebling noch eine Menge Ermahnungen und Winke auf die Reise mitzugeben.

„Vor allem, mein Junge, versprich mir, kein Bild zu kopieren. Von den Meisterwerken mache, wenn es Dich treibt, eine Skizze, kopiere nur die Natur. Ich kenne Leute, für welche die Kunst nur in der Nachahmung steckt. Sie stehen nur noch, weil sie sich anlehnen, und sehen bloß durch die Brille der alten Meister. Im Angesichte der Natur appellieren sie einzig an ihr Gedächtnis. Von Rafael nehmen sie den Faltenwurf, von Correggio die Figuren, von Tizian den blonden Ton, jedes ihrer Werke erinnert an einen anderen, oft an alle zugleich. Aber mit fremden Bausteinen schafft man sich kein anständiges Denkmal. Wehe denen, die auf der breiten, bequemen, abgetretenen Heerstraße verharren! Anfangs gelingt es ihnen wohl, den Beifall ihrer Zeitgenossen zu erlisten, die Menge zu bestechen, den Pöbel zu verblüffen. Man hebt sie auf den Thron, aber ihre Herrschaft ist von kurzer Dauer. Sie müssen bald anderen Platz machen, die es besser verstehen, das Alte und Gewöhnliche zu verjüngen. Nur eine Individualität lebt lange. Und nun geh, mein Sohn, und komme wieder als ein Hohenpriester der Schönheit."

So sprach er bis zum letzten Signal in den Schüler hinein, so daß dieser kaum noch Zeit fand, seine Mutter zu umarmen.

„A madonna t'accompagna!“ rief Donna Grazia dem im winterlichen Abendnebel und hinter einer Wolke von Dampf und Kohlendunst entschwindenden Sohne nach und sank schluchzend in die Arme Magdas, die ihre Rührung mutig bekämpfte.

IV.

Benno Volkart hatte sich am Bahnhof einfinden wollen, um von seinem Freund Abschied zu nehmen, aber irgend eine nicht allzu wichtige Abhaltung war ihm in die Quere gefahren, und so entging er dem „Trennungsschmerz“, den er ohnehin nicht liebte. Franz wird auch ohne meinen Segen reisen können, hatte er sich gesagt, während der schnell vergessene Freund noch lang untröstlich blieb, ihn nicht mehr gesehen zu haben.

Sie waren zusammen aufgewachsen, denn ihre Eltern hatten fast immer als Nachbarn beisammen gewohnt. Benno, der in seiner frühesten Kindheit lange gekränkelt, war infolge dessen zu spät auf die Schule und mit dem drei Jahre jüngeren Franz in die nämliche Klasse gekommen. Obwohl leichtsinnig und faul, war er doch der Geschickteste und Begabteste, der spielend lernte und seine Aufgaben in den Pausen zu machen pflegte. Er überragte auch alle Kameraden durch seine Körperstärke und war stets ihr Anführer und Schiedsrichter in allen Streitigkeiten. Franz liebte ihn schwärmerisch, teilte Freud und Leid mit ihm, vertraute ihm

alles an, und bis in seine Träume hinein erschien er ihm als edler Ritter Georg. Er fragte ihn um Rat bei seinen Schulaufgaben und schloß sich überall eng an ihn an. Er hatte schon früh den Kopf voller Bilder und bekritzelte jedes weiße Blättchen, das ihm in die Hände kam, und auch Benno besaß künstlerische Anlagen. Das näherte sie einander noch mehr. Später illustrierte Franz des Freundes Aufsätze und zeichnete Karikaturen, zu denen Benno die Witze machte.

Noch ein anderes Band verknüpfte die Jugendfreunde. Bennos Schwester Magda war die Dritte im Bunde. Das sanfte Mädchen erwiederte die frühe Zuneigung des liebebedürftigen Franz auf das Innigste. Sie nahm gern an den Spielen ihres Bruders und seines Freundes teil. Ihre größte gemeinsame Freude war, wenn sie sich mit bunten Flicken behangen und Theater spielen konnten. Ihr Lieblingsstück war lange Zeit Schillers „Semele", wobei Magda in eine Tischdecke gehüllt die Titelrolle spielte. Wenn aber auch Franz auftreten wollte, so pflegte ihn Benno mit der Mitteilung, daß er ja den Mond spiele und erst später aufgehe, kalt zu stellen. Mehr als einmal mußte ihn Magda gegen ihren Bruder in Schutz nehmen, denn dieser neckte und quälte ihn gern. Fuhr ihm irgend ein böser Gedanke durch den Kopf, mußte er ihn auch sofort ausführen, sei es gegen, sei es mit Franz, denn er verlangte unbedingten Gehorsam. „Sage, daß Du es gewesen bist!" hieß es dann, wenn ein schlimmer Streich ruchbar wurde. Franz klagte sich auch richtig

schwarzer Missethaten an, deren er gar nicht fähig war, und unschuldig litt und kam er in schlechten Ruf, während Benno sich der Straflosigkeit freute und noch obendrein den Sündenbock auslachte.

So gewöhnte sich der Ältere daran, den jüngeren Freund als eine Art Prügelknaben zu betrachten. Er ließ an ihm seine Launen und schlechten Einfälle, seine Tücken und Roheiten aus. Eines Tages, als er sein Dreirad tummelte, bat ihn Franz darum, ihn auch einmal fahren zu lassen, allein er lachte ihn aus und fuhr ihn über den Haufen, so daß er mit blutiger Nase am Wege lag. Weinend schlich er nach Hause, wo ihm die Mutter mit mandigiglia (Pomade) die Beule einschmierte und ein- für allemal verbot, mit dem imbiso (Schlingel) weiter zu verkehren. Folgenden Tages war natürlich alles vergessen.

Es war ein besonderer Sport Bennos, die Anhänglichkeit seines Freundes auszubeuten, über seine Person und seine Freunde zu verfügen und seine Verbindungen den eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Als einmal der Sohn des italienischen Konsuls mit dem halb landsmännischen Franz Freundschaft schloß und ihn öfter zu Kinderfesten oder Landpartien einlud, drängte sich Benno plötzlich an den kleinen Florentiner heran und umschmeichelte ihn. Ja, er schwärzte Franz so gründlich bei ihm an, daß ein Bruch entstand, indeß Benno in der Kinderstube und am Tische des Konsuls das große Wort führte und mit der Familie bis zu deren Abreise verbunden blieb.

Aus den Kindern wurden Jünglinge. Sie besuchten zusammen die Akademie, wurden aber beide als talentlos entlassen. Während Franz Stockers Schüler wurde, trat Benno, dessen Vater kurz vorher sein Vermögen verloren hatte, bei einem Kupferstecher in die Lehre. An der halb schon von der Photographie verdrängten schönen, aber mühsamen Kunst des Grabstichels fand er jedoch nicht lange Gefallen. Franz' Fortschritte und Erfolge erfüllten ihn mit neidischer Begierde. Weshalb sollte er es nicht ebenfalls so weit bringen? Auf des Freundes Verwendung wurde er also Stockers Schüler. Jetzt änderte sich mit einemmal das gewohnte Verhältnis. Der ältere wurde von dem jüngeren Freund abhängig und mußte dessen Überlegenheit wohl oder übel anerkennen. Anfangs fiel das seiner Eigenliebe schwer, aber er war, um des Lehrers Unwillen nicht zu reizen, bei seinen Pinseleien so sehr auf Franz' heimliche Nachhilfe angewiesen, daß er sich fügen mußte. Als Franz sein Freiwilligenjahr abgedient hatte, nahm er sich seines Kollegen, den Stocker halb schon aufgegeben hatte, so eifrig an, daß er nach einiger Zeit wenigstens so weit vorgeschritten war, um gangbare kleine Bilder zu malen. Für Höheres war Benno nicht veranlagt. Immerhin war ihm jetzt doch ein wenig bange, als der bewährte Helfer für längere Zeit nach Italien zog. Wie würde er nur ohne ihn fertig werden!

Seine Befürchtungen gestand er sich freilich kaum selbst, geschweige denn fremden Leuten ein. Mit dem glücklichen Optimismus der Jugend hoffte er das Beste,

und der Anfang ließ sich auch vielversprechend an. Die Moderne Vestalin fand nämlich einen Käufer, und jetzt konnte er seinen Lehrer und dessen hämische Prophezeihungen auslachen.

Ob diesem ersten Erfolge schwoll ihm der Kamm so sehr, daß er beschloß, sich ganz von seinem nörgelnden Meister zu trennen. Er warf ihn, da er seiner nicht mehr zu bedürfen glaubte, wie einen alten Handschuh weg. Das war so seine Manier. Stocker machte auch ein sehr erstauntes Gesicht, als ihm Benno seinen Entschluß, sich auf eigene Füße zu stellen, eröffnete, und war nur begierig zu sehen, wie lange die Herrlichkeit wohl dauern würde.

Der frisch gebackene Maler mietete in einem neuen und vornehmen Stadtteil am nordwestlichen Rande des Tiergartens, an der Brückenallee, ein schönes Atelier. Neben dem Klingelzug leuchtete auf einer Messingtafel gravirt seine Name:

Volkart.
Lieutenant der Reserve.
Historienmaler.

Ein Tapezierer und Antiquitätenhändler lieferte ihm gegen monatliche Abzahlung eine opulente Einrichtung, die sich sehen lassen konnte. Die Thüre verbarg ein alter Gobelin, reichgeschnitzte Lehnstühle standen herum, große Truhen dehnten sich in den Winkeln, auf dem Diwan lag eine prächtige Brokatdecke, wie sie in Spanien an festlichen Tagen vor die Balkons gehängt werden, eine venezianische Ampel schwebte von der Decke herab,

und überall lagen bunte Seidentücher, gestickte alte Meßgewänder, Kostüme und all das malerische Beiwerk für künftige Bilder. Neben einem ungefügen gothischen Sessel stand halb von einem Kilim bedeckt ein Harmonium. Im Hintergrunde war eine Loggia eingerichtet und mit roten Smyrnateppichen drapiert. Den Kachelofen strich Benno selbst mit giftgrüner Farbe an, und auf die Konsolen stellte er indische Statuetten, japanische Fratzen, Rokoko-Nippsachen, maurische Goldteller, Monstranzen, messingene Taufbecken und meißener Spitzenfiguren.

Das Künstlerheim sah etwas protzenhaft aus. Übrigens paßte der Maler ausnehmend in diese Umgebung. Er hatte sich einen braunen Sammetanzug nach seiner Zeichnung schneidern lassen und trug die Pumphosen über zierlichen Lackstiefeln. Von neun Uhr an waren seine blonden Haare gelockt, und ein altdeutsches Barett saß darauf. Seinen lichten Bart trug er jetzt voll, aber am Kinn à la Velasquez spitz zugeschnitten. Alles um ihn und er selbst atmete Stimmung. Er brauchte jetzt nur schöne oder doch marktgängige Bilder zu malen, und ihm war geholfen. Gute Verbindungen hatte er ja. Besonders rechnete er auf den Käufer seines letzten Bildes, an den er sich zu diesem Zweck herangedrängt hatte. Dem gern in Ateliers herumschnüffelnden Ruben von Kaminski kam er mit etwas unmotivierter Vertraulichkeit entgegen, die aber den Baron ganz angenehm berührte. Er empfing diesen immer auf das Freundlichste in seiner Werkstatt und machte ihm gelegentlich auch Gegenbesuche in seinem

Bureau oder seiner Privatwohnung. Er rauchte seine Zigarren, lobte seine Weine und machte seiner Frau den Hof.

Der Baron bewohnte im fashionablen oberen Teile der Maaßenstraße eine vornehme Villa, die sich mit ihrer roten Backstein-Fassade und ihrem koketten Türmchen schon von der Straße aus, von der sie durch einen wohlgepflegten Garten getrennt war, sehr feudal ausnahm. An der Einfahrt hielten zwei heraldisch grimmige Löwen aus Sandstein das Wappen; ob es das Rubensche oder das der Kaminski war, wußte man nicht. Der Baron war der erste Privatmann der Stadt, der sich den Luxus der elektrischen Beleuchtung erlaubte, und des Abends, wenn die mit Butzenscheiben und Glasmalereien versehenen Fenster im Glühlichte strahlten, blieben die Vorübergehenden bewundernd stehen. Ruben, obwohl von plebejischer Herkunft und mangelhafter Bildung, hatte von Paris nicht nur auf den Luxus und das Wohlleben gerichtete Neigungen, sondern auch künstlerische Liebhabereien mitgebracht, verließ sich aber in Sachen der Malerei gern auf seine Frau, so sehr er auch mit seiner Kunstkennerschaft großthat. Schon mehr verstand er von der Altertümler-Marotte. Er wußte, wie viel Stücke von der Fayence d'Oiron existieren und in welchen Museen sie stecken. Er konnte die drei Perioden der Wiener Porzellanfabrik, die vier der Meißener Manufaktur und die sechs von Sèvres unterscheiden und schwärmte namentlich für indische Bronzen.

In seinem reich und mit Geschmack ausgestatteten

Heim erkannte man überall das Kunstverständnis der Hausfrau. Offenbar hatte Stocker Unrecht, wenn er nicht viel davon hielt. Hier waren alle schreienden Farben, alles Getümmel von Lichtern und Stilen vermieden. Man sah auch keine marmorheuchelnde Gipssäulen, keine goldbelastete Decken im Stil alter Holzschnitzereien, kein schillerndes Email an den Wänden, alles war echt, ruhig, vornehm. Besonders in der Hausfrau Privatsalon, der den intimen Reiz eines Boudoirs atmete, war alles kokett, echt weiblich und harmonisch gestimmt. An der Wand hing eine kleine französische Marine in sanftem Silberton, ein Schiff auf sich kräuselnden Wellen, halb in Morgenduft gehüllt, und das schlichte Meisterwerk paßte entzückend in diese elegante Umgebung einer Weltdame.

Der Baron machte ein großes Haus. Diners, Bälle und Soireen mit Thee folgten sich gleich nach Neujahr und bis gegen Ostern in fast ununterbrochener Reihe. Dann stand die interessante, schöne Frau in einer Toilette von Worth oder Laferrière mit vollendeter Kunst ihrem Salon vor, dessen gelbseidene Tapeten, damastbezogene Möbel und verblichene altflandrische Gobelintapeten einen wirksamen Rahmen bildeten. Die Thüren zum Wintergarten, der die schönsten Palmen und blühende Orchideen enthielt, standen offen, und getafelt und musiziert wurde in dem hohen Oberlichtsaal, der etwa hundert auserlesene moderne Gemälde enthielt: die Bildnisse des Hausherrn und seiner Gemahlin von Angeli und Lenbach, Landschaften von

Rousseau und Corot, Hildebrandt und den beiden Achenbach, Genrebilder von Knaus, Vautier u. a., Historien, zum Teil in größtem Format, von A. von Werner, Menzel, Meissonier und drei leuchtende Farbenmärchen Böcklins.

Jeden Freitag war Empfang, doch verging selten ein Abend, ohne daß das Beisammensein des Ehepaars von Besuchern gestört wurde. Und jemehr kamen, umso lieber war es Elenor, die mit ihrem Gemahl nicht gern allein blieb und nur im Gewühl der Gesellschaft sich wohl zu befinden glaubte. Übrigens erschien der Baron, der gern den vielgeplagten Geschäftsmann spielte, oft sehr spät, doch freute er sich jedesmal, wenn er bei seiner Gattin, die dann stets ihr Bologneser Seidenhündchen und ihren rotgrünblauen Papagei neben sich hatte, eine recht gemütliche Gesellschaft fand. Den Gästen war freilich sein Erscheinen weniger angenehm, denn er verbreitete in seinem Salon augenblicklich eine eisige Kälte. Die schönste Stimmung verflog, wenn der kleine, häßliche Börsianer, im Knopfloche das Ritterkreuz der Ehrenlegion, auf dem Schädel die rote Hausmütze in Form einer viereckigen Konföderatka — denn er spielte gern den polnischen Patrioten — den Salon seiner Frau betrat, wobei er freilich niemals zuvor anzuklopfen vergaß. Er befolgte offenbar den Rat der schönen Helena:

Merk', ein galanter Ehemann
Klopft vorerst an der Thüre an,

und dabei kümmerte er sich nicht um die ironischen Gesichter der Besucher, denn er hielt diese Höflichkeit für

sehr vornehm, eine Meinung, in der ihn Elenor, die dabei wohl ihre Rechnung fand, ohne Zweifel bestärkte.

Benno besuchte die Empfangsabende regelmäßig. Seine gesellschaftlichen Gaben waren groß und vielseitig. Er war ein unterhaltender, munterer Plauderer, der immer, auch wenn er medisant und boshaft war, niemals unliebenswürdig schien. Er sang mit einem nicht starken, aber angenehmen Bariton die neuesten Lieder von Brahms, Rubinstein und Jensen, spielte den ganzen Nibelungenring auswendig und sang wohl auch dazu und wußte stets die neuesten Witze und Skandalgeschichten. Als stilvolle Dekoration lag eine Dusla im Erker; eines Abends hing er sich ohne weiteres das gelbe Atlasband um und sang, indem er virtuos die Saiten schlug, neapolitanische Lieder, deren Text ihm Franz in der Ursprache eingepaukt hatte:

„Songo monnezzaro
Senza malizia,
Solo sporchizia
Saggio levà“.

Und die Herren und Damen hörten ihm entzückt zu und freuten sich über das schmelzende Liebeslied, das in Wahrheit der prosaische Gassenhauer eines Straßenkehrers war.

Auch Elenor schien den Zauber seiner Liebenswürdigkeit zu empfinden, war aber stets auf der Hut vor ihm. Eines Abends hatten sich beide in den kleinen Salon zurückgezogen, wo der Flügel stand, indessen eine bunte Gesellschaft von Aristokraten, Börsianern, Offizieren und Künstlern in den Salons und im Wintergarten hin und

herwogte. Benno schlug der Herrin des Hauses ein vierhändiges Exerzitium des Walkürenrittes vor, denn sie war eine leidenschaftliche Wagnerianerin, und bald rollte und polterte es in mächtigen Dissonnanzen aus dem Steimway. Aber plötzlich brach das Spiel mit einem schrillen Mißklang ab, Elenor sprang von ihrem Sitz auf, Benno folgte erbleichend ihrem Beispiel.

„Das verbitt' ich mir!“ zischte sie zwischen den Zähnen hervor.

Er hatte sich nämlich mitten in seinem Spiel herausgenommen, mit seiner Hand liebkosend über die ihrige zu streicheln, was in keiner Weise in der Partitur vorgeschrieben und eine Vertraulichkeit war, zu der ihn auch sonst gar nichts berechtigte.

„Ach wie schade!“ rief der eintretende Baron, der im Grunde Wagnersche Musik nicht ausstehen konnte und nur für Verdi schwärmte. „Was hast Du so plötzlich, Elenor?“

„Es langweilt mich.“

Der Ehemann glaubte sich bei dem verlegenen Benno entschuldigen zu müssen.

„Sie hat heute ihre Nerven. Da ist sie immer so. Man muß Geduld mit ihr haben.“

Übrigens zürnte die schöne Frau dem Unverschämten nicht lange und zeigte auch ihm gegenüber wieder ihre gewohnte zurückhaltende Freundlichkeit. Nur als Benno es für seine Pflicht hielt, sich in einem unbewachten Augenblicke für seine „Unbesonnenheit“ zu entschuldigen, drehte sie ihm schroff den Rücken zu.

Anfänglich war der an leichte Siege über Frauenherzen Gewöhnte naiv genug, diese Zurückhaltung anders auszulegen, als sie eigentlich gemeint war. Aber sie bewies ihm bei nächster Gelegenheit deutlich genug, daß sie keineswegs etwa gegen eine erwachende Liebe zu ihm ankämpfte und daß er ihrem Herzen ganz gleichgültig war. Sie plauderte gerne mit ihm, vielleicht lieber als mit anderen, weil er unterhaltender war; sie schätzte seine musikalischen und gesellschaftlichen Talente; seine durchaus bestrickende Persönlichkeit war ihr sympathisch, allein im Grunde behandelte sie ihn nicht besser und nicht schlechter als alle anderen, war jetzt bezaubernd freundlich, dann plötzlich wieder von eisiger Kälte und blasierter Gleichgültigkeit, so wie es ihrem bizarren, launenvollen Sinne gerade paßte. Sie spielte mit ihm wie die Katze mit der Maus und verlor keinen Augenblick ihre Selbstbeherrschung. Man wird nicht warm mit ihr, dachte er, und es galt ihm für ausgemacht, daß sie höchstens ihr Hündchen und ihren Papagei liebte und gar kein Herz hatte, nicht einmal Temperament. Eine Nixe, halb Weib, halb Fisch, schon ihre meergrünen Augen verrieten ihre seltsame Natur. Stocker hatte Recht, seine Schüler vor dem „Goldfuchs" zu warnen.

Ja, liebte Benno sie denn? Keine Spur. Er konnte überhaupt nicht lieben. Sie wäre ihm ein willkommenes Spielzeug gewesen; ihr Besitz hätte seiner Eitelkeit geschmeichelt; er würde ihre Gunst benutzt haben wie eine Staffel, um höher zu steigen. Höchstens daß seine Sinnlichkeit angeregt war. Die Liebe zu einer verheirateten

Frau war schon im Gymnasium sein heimliches Ideal gewesen. Der Geliebte einer vornehmen, eleganten Dame, das wäre doch etwas anderes, als die banalen Verhältnisse mit gemeinen Modellen, liederlichen Kammerzofen oder verliebten Putzmacherinnen, an die er die Erstlinge seiner Männlichkeit verschwendete. Fort mit der Hintertreppenromantik und den Schäferstunden in ärmlichen Dachstübchen mit ihren zerrissenen Gardinen und dem Kanarienvogelbauer! Jetzt ersehnte er einen Salon zum Schauplatz, schwellende seidene Polster, Düfte von Opopanax und echte Spitzen. Sein Künstlersinn würde dabei ebenfalls seine Rechnung finden.

Aber gerade der Künstler in ihm fand sich im Hause des Barons zurückgesetzt und verkannt. Gewiß, der gute Gesellschafter erfreute sich voller Anerkennung und freundlichen Entgegenkommens. Man belachte gutmütig seine Witze, man verzieh ihm sogar eine Taktlosigkeit, die nach der Bohême schmeckte, und fand ihn „reizend“, aber als Maler nahm man ihn nicht ernst genug. Man übersah sogar den neuen Sammtrock, mit dem er kokettierte, und das fliegende Halstuch, daß er nur ungern mit der förmlichen weißen Kravatte vertauschte. Man wollte nur mit dem Gesellschafter und nichts mit dem Künstler zu thun haben, höchstens daß die Damen ihn gelegentlich für Kostüme und Toiletten um Rat fragten. Das kränkte ihn. Zwar dachte er selbst nicht sehr hoch von seinem Talente, denn seine bescheidenen Erfolge, die sarkastischen Glossen Stockers, die unleugbare Thatsache, daß erst die Pinselstriche des immer hilfsbereiten Franz seinen

Arbeiten den künstlerischen Stempel aufdrückten, das alles hatte ihn wahrlich nicht verwöhnen und stolz machen können. Aber eine gewisse Begabung, die ihn über die bloßen Kopisten und Farbenkleckser hinaushob, war doch unstreitig vorhanden, und mit Fleiß und viel Glück würde er es ohne Zweifel in der Kunst und im Leben weiter bringen, als mancher Maler von Gottes Gnaden.

Aber so war nun einmal die Gesellschaft. Man erwartete von ihm Klatschgeschichten, witzige Tischreden, musikalische Anregungen, doch keine künstlerischen Leistungen und ästhetischen Redensarten, so gut er auch mit letzteren aufzuwarten wußte. Wozu war er denn zwei Jahre lang der vertraute Schüler des gefürchteten Raisonneurs gewesen! Die ganze Kunstgeschichte hatte er bei ihm gehört, zwar nur in gelegentlichen feinen Bemerkungen, in geistreichen Aphorismen und polternden Standreden, aus denen kritischer Scharfblick, erhabene Welt- und Menschenverachtung und himmelhohe Kunstbegeisterung sprachen. Da war kein Maler der Vergangenheit und Gegenwart, über den der Alte nicht ein fertiges Urteil abgegeben, keine Kunstrichtung, die er nicht kritisch beleuchtet, kein Kollege, dessen Können er nicht mit unheimlicher Klarheit durchschaut, dessen Zukunft er nicht vorausgesagt hätte. Benno brauchte nur aufzuhorchen, ihn durch gelegentlichen Widerspruch zu weiteren Ausführungen zu reizen, und das Gesagte zu behalten. Und er hatte ein vortreffliches Gedächtnis. Schon mehr als einmal war es ihm sogar übel bekommen. Er hatte sich an Künstlervereinsabenden, bei Ausstellungen, in der Kneipe

gestattet, seine Mitstrebenden in Stockers Manier zu beurteilen und damit oft energische Zurechtweisung geerntet. Aber man erinnerte sich immer wieder, daß der vorlaute „grüne Junge“ ja nur das Sprachrohr seines galligen Meisters war, und ließ ihn reden. Was man dem schroffen Original übel nahm, das verzieh man dem lustigen Nachbeter. Seine Kunsturteile wurden ebenso wenig ernst genommen, als seine Kunstübung.

Ersteres war zu verschmerzen, denn es verletzte nur seine Eigenliebe. Die Mißachtung seiner Künstlerschaft war peinlicher, denn sie traf ihn in seiner Existenz. Es mußte ihm daran liegen, daß man ihm seine Pinseleien nicht nur verzieh, sondern auch gelegentlich abkaufte. Mit seinem letzten Bilde war ihm dies gelungen. Er hatte sich als Hausfreund und Salonnarr dem Baron verpflichtet, und dieser stattete ihm den schuldigen Dank ab, indem er die Moderne Vestalin kaufte. Zwar fand Elenor dieselbe ziemlich schwach, aber sie stimmte mit ihrem Gatten darin überein, daß in einer dämmerigen Ecke des kleinen Salons der scharf beleuchtete Mädchenkopf als heller Farbenfleck ganz gut zu der Tapete stimme. Würde der Maler vielleicht später einmal in Ungnade fallen, so könnte man seinen Frevel in Öl ja immer noch in den Flur oder in die Speisekammer verbannen. Und so hatten sie das Bild gekauft und zugleich überschwängliche Hoffnungen in dem Maler geweckt. Er sah schon in dem Baron das Ideal eines Kunstfreundes, einen Käufer und geistigen Mitarbeiter, der den Künstler in seiner Werkstatt aufsucht, die halb-

fertigen Arbeiten von der Palette wegkauft und zu neuen Schöpfungen anregt, und verfolgte ihn von nun an mit seinen Anträgen und Vorwürfen zu Bildern. Dabei hatte er die Freude, daß seine Pläne als originelle Einfälle freundlich aufgenommen wurden, aber die Bestellungen blieben aus. Ja, eines Tages erfuhr er, daß der unzarte Mäcen ein ihm vorgeschlagenes Sujet einem Modemaler zur Ausführung übergeben hatte. So bereicherte er andere durch seine Ideen!

Er beschloß, in Zukunft mit seinen Einfällen besser zu wuchern und sich überhaupt lieber an die minder geschäftsmäßige Elenor zu halten, von der er aristokratisches Zartgefühl erwarten durfte. Eines Abends erinnerte er sie an das demnächstige Geburtsfest ihres Gatten und fragte sie, ob sie nicht Lust hätte, zu jenem Tage die Überraschung ihres Bildnisses vorzubereiten.

„Nein,“ erwiderte sie lustig, indem sie ihren Papagei, der kreischend auf seinem goldenen Ringe saß, mit Kuchen fütterte, „das Leben ist zu kurz, um sich malen zu lassen.“

Er lachte zu dem Scherz und überhörte die Abweisung; und indem er ihren Kopf wie für eine Sitzung studierte, sprach er über die eigenartige Schönheit ihrer Züge und bedauerte, daß weder Lenbach noch Angeli derselben gerecht geworden seien. Ob sie es nicht einmal mit ihm versuchen wolle. Als „Dame mit Papagei“ würde sie gewiß ein pikantes Salonbild inspirieren.

„Der einzige Künstler, zu dem ich das Vertrauen habe, daß er mich treffen würde, ist auf Reisen,“

erwiderte sie. „Um mein Äußeres und meine Seele zugleich im Bilde klarzulegen, bedarf es einer verwandten Natur. Sie, mein lieber Herr Volkart, malen nur den Geist, den Sie begreifen."

Er empfand gute Lust, den Empfindlichen zu spielen, aber ihr „mein lieber Herr Volkart" — es war das erste Mal, daß sie ihn so nannte — entwaffnete seinen Unmut.

„Und darf man den Namen dieses glücklichen Künstlers wissen?"

„Wittich."

Er erbleichte. Jahrelang hatte er sich gemüht, von den Leuten vor seinem Namen das „Herr" zu erlangen. Jetzt war sein Ehrgeiz darauf gerichtet, kurzweg „Volkart" genannt zu werden, so wie man „Knaus", „Menzel" sagte. Und den Freund hatte sie wie einen Meister einfach „Wittich" genannt! Das „mein lieber Herr Volkart" schien ihm nun trotz des zärtlichen Beiwortes bitter wie Galle.

Er kam nicht mehr auf das Bildnis zurück und spielte einige Wochen den in seiner Künstlerehre Verletzten. Erst ein freundlich einladendes Rosa-Briefchen von ihrer Hand versöhnte ihn wieder halbwegs. Als der Postbote es überbrachte, war ihm gerade die Aquarelle der „Frau Minne", die er sich aus Franz' Mappe angeeignet hatte, in die Hände gefallen. Und da hatte er einen guten Einfall. Ein Werk nach der Natur gelang ihm selten, mehr Geschick zeigten seine sklavischen Abschriften einer Zeichnung, eines Gemäldes, eines Bildwerkes, hatte er sich doch als Kupferstecher in

derlei Reproduktionen geübt. Wenn er es nun versuchte, Elenors Konterfei in der Größe dieser Skizze in Öl auszuführen? Die Verhältnisse waren gegeben, das Kolorit auch, er brauchte sich nur streng an die Vorlage zu halten und die identischen Farbentöne zu finden. Mit Feuereifer machte er sich ans Werk, und nach einigen Tagen war er mit seiner Kopie leidlich zufrieden. So versunken war er in seine Arbeit, daß er eines Morgens sogar ein zweimaliges Klopfen an seiner Thür überhörte. Sie wurde ohne weiteres geöffnet, und herein sah ein schwarzer Kopf mit glatt auf die Stirn geklebten Haaren, einer stark gebogenen Nase, kleinen glänzenden Augen und sinnlich aufgeworfenen Lippen. Ruben von Kaminski! Benno wollte schnell die Skizze wegwerfen, aber sie flog so unglücklich statt in den Winkel gerade vor die Füße des Besuchers.

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe, liebster Herr Volkart . . ."

Und die beiden Männer bückten sich unter allerlei steifen Verbeugungen gleichzeitig, um das Blatt aufzuheben. Aber Benno kam zu spät und konnte es ihm nicht mehr aus den Fingern nehmen, die sich wie Krallen schlossen.

„Ah, eine Aquarelle! Sie erlauben wohl, Liebster," sagte der Baron und klemmte sich die goldene Lorgnette auf. „Mein Kompliment! Sprechend ähnlich! Eine wahrhaft geniale Studie! Welcher Schwung der Linien, welcher Ausdruck im Auge! Liebster, das müssen Sie mir ablassen, bitte, ja?"

Er bemerkte Bennos Verlegenheit.

„Aha, ich errate. Sie stehen im Komplott mit meiner Frau. Kenne das! Geburtstagsüberraschung! Nächste Woche werden es nämlich ... hm-zig Jahre, daß die Erde die Ehre hat, mich zu ihren Bewohnern zu zählen. Aber da haben Sie ja die Ausführung!“

Er stellte sich breit vor die Staffelei und verglich das Bild mit der Skizze, die ihm Benno vergeblich aus der Hand nehmen wollte.

„Wissen Sie was, Liebster? Den Entwurf ziehe ich vor.“

„O das Bild ist noch nicht fertig.“

„Nun, auf alle Fälle können Sie sich meiner Diskretion versichert halten. Zwar ist es jetzt mit der Überraschung an meinem Geburtstage vorbei, aber wir wollen die Freude meiner Frau nicht stören. Also motus, wie der Franzose sagt.“ Er führte mit schlauem Lächeln den reichberingten Zeigefinger vor die wulstigen Lippen und setzte sich auf den Diwan, um sich in den Anblick der Skizze zu vertiefen. Er hielt sie bald dicht vor die Augen, bald mit ausgestreckter Linken weit weg und fixierte sie mit und ohne Lorgnette im Bewußtsein seiner Kunstkennerschaft.

„Und nun sagen Sie mir ganz unter uns noch eines: hat Ihnen meine Frau gesessen?“

„Nein.“

„Das freut mich. Eine feine Frau — nehmen Sie mir's nicht übel — gehört nicht in ein Atelier. Gott, das ist Vorurteil, wollen Sie sagen? Alexander der Große lieh seine Pankaste dem Apelles als Modell,

und Lionardo malte die Geliebte des Herzogs von Mailand. Weiß ich alles. Aber die moderne Welt denkt nun einmal schlecht von euch Künstlern, und im allgemeinen steht auch wirklich die Kunst auf einem gespannten Fuße mit der Moral."

„Beruhigen Sie sich. Die Skizze ist ganz aus der Erinnerung gemacht, und Ihre Frau Gemahlin weiß nicht das Geringste davon. Ich selbst hatte Ihnen zum Danke für die Aufnahme, die ich in Ihrem Hause gefunden, diese Überraschung zugedacht."

Ruben sah den Maler einen Augenblick mißtrauisch von der Seite an und schlug ihm dann vertraulich auf die Schulter.

„Wie zart! wie aufmerksam! Und wissen Sie was, Liebster, wenn Sie Ihrer Freundlichkeit die Krone aufsetzen wollen, so . . . nun, so schenken Sie mir nur die Skizze! Das große Bild kann ich nicht annehmen. Es wäre zu viel! Und dann — ohne Ihnen nahe treten zu wollen — es gefällt mir nicht."

„An Ihrem Geburtstage sollen Sie von mir hören. Gelingt mir das Bild und halte ich es für eines solchen Geschenkes wert, so lasse ich mir die Dedikation nicht nehmen. Im anderen Fall erhalten Sie nur die Aquarelle."

„Abgemacht!"

Erst jetzt kam der Baron auf den eigentlichen Zweck seines Besuches zu sprechen. Da Benno sich so lange nicht bei ihnen habe sehen lassen, so sei er von seiner Frau gebeten worden, ihn doch selbst zu besuchen

und die Antwort auf die neuliche Einladung zu holen. Elenor habe sogar den Wunsch ausgesprochen, ihn zu begleiten, aber er liebe ihren Besuch in einem Atelier auch in seiner Begleitung nicht. Man könne da unangenehme Begegnungen haben, z. B. mit offenherzigen Modellen. Und er sah sich dabei schnüffelnd um, und der faunische Zug in seinem Gesicht erschien abermals. Und dann ließen sich ja die Maler selbst in ihrer Werkstatt viel mehr gehen, und endlich die dekolletierten Bilder, die zwar gewöhnlich dezent gegen die Wand gelehnt seien . . . Und er drehte wirklich einige Blendrahmen neugierig um.

„Also auf Mittwoch zum Diner,“ sagte er beim Abschiede, „vergessen Sie es nicht. En petit comité. Ganz ungeniert im Sammtrock des echten Kunstjüngers!“ Dann noch einmal an der Thüre zurückkommend: „Und nicht wahr, Sie schenken mir die Skizze?“

Benno sank auf einen Stuhl, als er allein war. Wieder ein Strich durch seine Rechnung! Also die flüchtige Studie von Franz war hochwillkommen, sein mühsames Bild aber wurde nur angenommen, wenn es gelungen war und gefiel. Das war demüthigend und gar nicht ermunternd!

Er pinselte zwar die folgenden Tage eifrig weiter, aber fühlte wohl, daß der heilige Eifer verflogen war. Und je länger er sich mühte, umso größer erschien ihm der Abstand, der den schülerhaften Abklatsch von dem genialen Original trennte. Ach, er würde ewig nur ein „guter Freund und Kupferstecher“ bleiben! Stocker hatte Recht.

Eine Wohlthat war für ihn das freundliche Entgegenkommen, das Elenor ihm beim Diner zeigte. Gewiß bereute sie ihre schroffe, hohnvolle Haltung von neulich und wollte dieselbe nun durch verdoppelte Aufmerksamkeit wieder gut machen.

Umso tiefer war nachher der Sturz in die Erkenntnis seiner künstlerischen Unzulänglichkeit. Nachdem er die Arbeit mehrerer Wochen an das Bild verschwendet, gestand er sich ein, daß er sein Ziel zu hoch gesteckt hatte und nicht einmal zu dieser selbständigen Kopistenarbeit reif genug sei. Er warf das Ölbild mit einem Fluch in eine finstere Ecke und sandte die Skizze ohne eine Zeile dem Baron.

Am folgenden Tage kam ein Dankschreiben, dem dreihundert Mark beigelegt waren, ein ganz hübscher Preis für die Skizze eines — Anfängers. Von seinem Ölbilde stand in dem Billet kein Wort.

Einige Wochen später erhielt Benno noch eine böse Nachricht. Ruben, sein einziger Gönner, verließ Berlin für längere Zeit. Um die Nerven der Baronin zu kräftigen, war von ihrem Arzt eine längere Sommerreise verordnet worden, und Elenor hatte einen monatelangen Aufenthalt in der Schweiz gewählt, dem ein Winter in Venedig folgen sollte.

Vor ihrer Abreise wurde in der Villa der Maaßenstraße noch ein Abschiedsfest gefeiert, dem die Spitzen der Gesellschaft beiwohnten. Keinen aber behandelte Elenor mit so viel Auszeichnung wie Benno. Ihr Gemahl hatte ihr mit der Skizze der „Frau Minne“

eine große Freude bereitet, und der kostbare Rokoko-Goldrahmen, der sie jetzt umschloß, ging unter den Gästen von Hand zu Hand.

Benno aber, der sich aus offenbarer Bescheidenheit geweigert hatte, die kleine Studie mit seiner Unterschrift zu versehen, heimste das allgemeine Lob lächelnd wie etwas Selbstverständliches ein, und als ob dabei alles in schönster Ordnung wäre.

V.

Die Eltern Bennos wohnten unweit des Kramladens von Donna Grazia. Frau Volkart war eine weitläufige Verwandte von Ernst Wittich, und als dieser mit Frau und Kind von Neapel nach Berlin übersiedelte, da fand er eine Wohnung bereit, welche sie in seinem Auftrage gemietet hatte. Von da an verkehrten die beiden Frauen mit einander, ohne eben Freundinnen zu sein. Donna Grazia hatte kein Vertrauen fassen können, denn Frau Volkart war launenhaft, falsch und hochmütig wie ihr Sohn. Sie behandelte die Italienerin von oben herab und machte sich über ihre komische Sprache und heftigen Geberden lustig. Es war wie ein heimlicher Groll, der in ihr kochte, ein grundloser Haß, denn die gute Frau hatte ihr nie etwas zuleide gethan. Als Wittich starb, da frohlockte sie fast.

Aber die Strafe blieb nicht aus. Ihr Mann, der Besitzer eines Kolonialwarengeschäftes im Großen, der sonst mit Verachtung auf die Gewürzkrämer heruntersah, die sich in Berlin „Kaufmann" zu nennen belieben, büßte sein ganzes Vermögen ein. Er sah sich genötigt,

sein Haus am Spittelmarkt und seine Dampfkaffeebrennerei seinen Gläubigern zu überlassen und sein gesamtes Lager, das in einem Schuppen im Packhof aufgespeichert war, an den Meistbietenden zu verschleudern. Mit den Restbeständen und den notwendigsten Möbeln mietete sich die Familie im Erdgeschoß eines großen Zinshauses ein und richtete die Vorderstube für den Detailverkauf her. Benno, der ursprünglich Medizin studieren sollte, mußte unter diesen Umständen zu einem Kupferstecher in die Lehre, bei dem er wenigstens freie Wohnung und Kost hatte. Infolge dessen empfand er das Familienunglück viel weniger, und selten ließ er sich ohnehin zu Hause sehen, da er sich mit seinem Vater nicht vertrug. Magda aber stand mitten im Zusammenbruch als guter Engel des Hauses. Es war bewundernswürdig, mit welcher Geduld sie, die an bessere Verhältnisse gewöhnt war und bisher nur die angenehmen Seiten des Lebens kennen gelernt hatte, in die plötzliche Dürftigkeit sich zu schicken wußte. Schon bei der Versteigerung des Lagers hatte die damals Sechzehnjährige neben dem Auktionator den Verkauf überwacht und alle Zuschläge eingetragen. „Ihre Tochter," sagte dieser zu Volkart, „ist der perfekte doppelte Buchhalter." Aber so unverdrossen auch das Mädchen vom frühen Morgen bis spät in die Nacht dem kleinen Laden vorstand, die Konkurrenz war zu groß, und der Verkauf wollte sich nicht heben. Eines Tages rechnete sie aus, daß statt des vermeintlichen Gewinnes ein beträchtlicher Zuschuß nötig sei, und bewies es ihrem Vater. Der

stolze Mann, der sich in seinem kaufmännischen Größenwahne gar nicht um das kleine Geschäft gekümmert, ertrug diesen neuen Schlag nicht. Mit einem Schrei sank er zu Boden. Seine rechte Seite war gelähmt.

Als er sich nach Monaten erholt hatte, blieb er ein gebrochener Mann, kränklich, vergrämt, seiner Umgebung und sich selbst das Leben verbitternd. Die Freunde und Verwandten zogen sich von ihm zurück. Nur Donna Grazia nahm warmen Anteil an dem Mißgeschicke der Familie. Sie verschaffte ihr eine billige Wohnung im vierten Stock eines Hauses an der Bendlerstraße und unterstützte sie auch sonst unter der Hand, denn Volkarts waren zu stolz, um ihre Hilfe anzunehmen und wiesen alle Kreditierung von ff. Italienerwaren zurück. „Was man nicht bezahlen kann, darauf verzichtet man," das war und blieb des Alten Grundsatz. Allein die Neapolitanerin fand doch Mittel und Wege, den Freunden Gutes zu erweisen. Sie bat Magda, sie ab und zu in ihrem Laden zu vertreten, und gab ihr für ihre Mühe bald ein Säckchen Reis, bald einige Kilo Maccaroni mit, denn der Vater hatte ihr jede Annahme von Bezahlung verboten.

Volkart besaß aus dem Verkaufe des Ladens und in einigen dem Zusammenbruch entgangenen Papieren noch ein kleines Vermögen, allein die Zinsen reichten zum Lebensunterhalte der ganzen Familie nicht aus. Obgleich er bei jeder Gelegenheit seinen gekrümmten Rücken gerade zu strecken und dabei salbungsvoll zu sagen pflegte: „Als ich noch ein Geschäft hatte", so war er doch ent-

schlossen, auf jede fernere Bethätigung seiner kaufmännischen Talente zu verzichten. Alle Energie und Schwungkraft hatte er verloren. Er brachte seine Tage hin, indem er entweder, mit dem Bleistift in der Hand, immer und immer wieder die Trümmer seines Vermögens zusammenrechnete, oder saß niedergeschlagen und zu jeder Arbeit unfähig in seinem Lehnstuhl und brütete still vor sich hin. Dann durcheilte er wieder die Stadt, um längst verjährte Forderungen, die er einst in einer Anwandlung von Großmannssucht gestrichen hatte, bei faulen Schuldnern einzukassieren, worauf er noch niedergeschlagener nach Hause kam, wenn er nichts erreicht hatte, oder auch hochbeglückt über die geringste Anzahlung. Da er zu namhaften Geschäften weder Kredit noch Geld hatte, von den kleinen aber durch den Zusammenbruch seines Ladens abgeschreckt war, so trug er sich mit dem Gedanken, für die letzten Jahre seines Lebens sich mit seiner Frau im Gertraudenstift einzukaufen.

Zu diesem Zwecke mußten seine Kinder auf eigenen Füßen stehen können. Da überraschte ihn Benno, der schon bald ein Gehalt beziehen und sich alsdann selbst ernähren konnte, mit der Mitteilung, daß er dem Kupferstecher gekündigt und sich der Malerei in die Arme geworfen habe. Volkart haßte die Kunst als einen unproduktiven Luxus und war voll spießbürgerlicher Vorurteile gegen den Malerberuf. In seinen Augen war die Kunst eine Dirne, die ohne Scham brave Familiensöhne verführt, gleichbedeutend mit Orgie, Ausschweifung, ein Störenfried am häuslichen Herde. Nur die leidenschaft-

liche Parteinahme seiner Mutter kam Benno zu Hilfe, denn sie sah ihren Liebling schon als großen Maler, der den von ihr gehaßten Franz Wittich tief in den Schatten stellen würde.

Als Benno später wirklich etwas leichtsinnig wurde und Schulden machte, da ermangelte der alte Volkart nicht, die Kunst und seine Frau anzuklagen. Es gab heftige Auftritte in der Familie, bis Benno eines Tages nicht mehr nach Hause kam, sondern bei einem ehemaligen Lehrer Unterkunft fand. Seine Mutter verbürgte sich für die pünktliche Bezahlung des Kostgeldes, das sie allmonatlich ihrem Mann in einem Augenblicke leidlicher Laune abzuschmeicheln oder vom spärlichen Wirtschaftsgeld zu erübrigen wußte. Was lag daran, wenn dafür die Portionen immer kleiner und das Fleisch immer schlechter wurde, wenn nur ihrem Benno geholfen war!

Auch Magda, des Vaters Herzblatt, mußte für ihre Zukunft sorgen. Wer weiß, wann Franz Wittich, auf den die Eltern überhaupt schlecht zu sprechen waren, jemals in der Lage sein würde, sie heimzuführen! Talent hatte er ja doch viel weniger als der liebe Benno, wie die Mutter meinte. Und dann malte er immer so unanständige Bilder mit gar nicht angezogenen Frauenzimmern, kein Wunder, daß niemand sie kaufen wollte. Als er nun gar „höchst überflüssigerweise" nach Italien auf Reisen ging, um erst nach Jahr und Tag wiederzukommen, da vergingen Volkarts vor Zorn und Neid. Ja, ihre Magda konnte da noch lange auf den Bummler

warten, der unterdessen wie der Herrgott in Frankreich lebte!

Das arme Mädchen sollte also auch ans Verdienen denken. Sie hatte ja als Schülerin des Lettevereins Plätten und Spitzenklöppeln, Goldsticken und Wäschezuschneiden, Kunststopfen und Schneidern, Putzmachen und sogar Buchführung gelernt und dabei in solchem Maße die Zufriedenheit der Vorstandsdamen erworben, daß sie bei der Prüfung, wo ihre Comptoirbücher, Stickereien und Oberhemden zur Schau obenauf lagen, die Kronprinzessin Viktoria, die Protektorin der Anstalt, mit einem Begrüßungsgedicht ansprechen durfte, obwohl die adeligen Pensionärinnen, meist Rittergutsbesitzerstöchter aus der Provinz, das erste Anrecht auf diese Ehre zu haben glaubten. Also wohl bewandert in allen Handfertigkeiten, arbeitete sie anfänglich zu Hause für Wäsche- und Konfektionsgeschäfte, doch der Verdienst war klein und unregelmäßig. Besser ging es in einer Blumenfabrik, wo sie die bunten Blätter aus Altas, Sammt und Seide schnitt und zusammensetzte, aber das lange Sitzen und der Giftstaub der Farben griffen sie so sehr an, daß sie eines Tages auf Verordnung des Arztes ihren weitärmeligen Leinwandkittel für immer ablegen mußte. Hierauf ließ sie sich als Seminaristin in einem Fröbelschen Kindergarten über vierundzwanzig kleine Knaben und Mädchen setzen. Sie mußte die Spiele leiten, die Flechtarbeiten beaufsichtigen, dem Tafelschreiben vorstehen und in weitem Beinkleid und blauer Gürtelbluse am Reck und Barren vorturnen. Mit dem

Zeugnis als geprüfte Kindergärtnerin trat sie bei einer kinderreichen israelitischen Familie in Dienst. Als der Hausherr sie jedoch mit seinen Anträgen verfolgte, nahm sie ihren Abschied. Das war kurz vor Franz' Abreise gewesen. Gegenwärtig war sie wieder zu Hause und arbeitete den Sommer über für ein Tapisseriegeschäft.

Unterdessen lebten ihre Eltern in mürrischer Verdrossenheit dahin. Vater und Mutter hatten sich nie sonderlich gut verstanden. Er war launenhaft und anspruchsvoll, sie unverträglich und heftig. Kein Tag verging ohne leidenschaftliche Auftritte. Er hatte sie von jeher mit seiner Eifersucht gequält, denn sie hatte einst ein hübsches Gesicht mit feinen Zügen und schien sehr kokett gewesen zu sein. Magda zitterte jedesmal, wenn zwischen ihren Eltern die Schimpfreden hin und herflogen. Sie war ein Kind der Großstadt und erriet manches, was sonst ihrem jungfräulichen Sinne fern blieb, und um so schrecklicher waren diese Auftritte für sie.

„Geh doch fort mit Deinem sauberen Jungen!" pflegte der Vater zu höhnen, worauf er sich stets in Verwünschungen erging, daß er sich ihrer einst „erbarmt" habe.

„O, auch ich hätte einen anderen haben können als solchen armen Teufel," gab die Mutter zurück.

„Das kennen wir! Deiner hat Dich ja sitzen lassen!"

Dann verschwand seine Frau wutschnaubend im Nebenzimmer und erschien gleich wieder mit einem weißseidenen Kleiderbündel über dem Arme, das sie ihm vor

die Füße warf. Es war ihr Hochzeitskleid, das sie aus dem Schiffbruch ihrer Existenz sorgsam herübergerettet hatte.

„Wirf doch auch gleich den aufgehakten Myrtenkranz in den Kot!" spottete er. „Nicht wahr, einen geschlossenen hast Du nicht verdient? Der Pastor hatte es Dir untersagt. Es war eine nette Blamage für mich!"

So machten sich die alten Leute noch am Vorabend ihrer silbernen Hochzeit ihre Eheschließung zum Vorwurfe. Die Tochter versuchte umsonst zu vermitteln und die sich manchmal in Thätlichkeiten ergehenden Eltern zu trennen.

Oft grübelte sie in schlaflosen Nächten über die Vergangenheit ihrer Mutter nach. Eine Schuld, das war ihr klar, lag in ihrem Vorleben und untergrub den ehelichen Frieden. Ihr schien, als würde sie von ihr viel weniger geliebt, als Benno; gerade wie der Vater nur gegen sie zärtlich war und mit dem Bruder sich ganz und gar nicht vertrug. Sie entschuldigte sogar diese parteiische Liebe und Abneigung unter Blutsverwandten, denn, wenn sie sich recht prüfte, trieb sie selbst es viel besser? Liebte sie nicht ihre Eltern mehr als ihren Bruder, der nie so recht herzlich zu ihr war, als flösse ein fremder Tropfen in seinem Blute? Und liebte sie ihren Franz nicht mehr als Vater und Mutter und den lieben Gott? Ja gewiß, und der brave, herrliche Mensch, dessen Liebe ihr einziger Trost war, weilte nun in weiter Ferne!

In ihrem Kummer flüchtete sie sich zu der guten

Donna Grazia. Dann geschah es wohl, daß sie der Alten einen Brief übergab, den die Post aus Italien gebracht hatte. Welche Freude leuchtete dann aus den Augen der Mutter und der Braut!

„Lieso miro voro,“ sagte Donna Grazia zu ihr. „Die Augeno elseno miro nitto.“

Gli occhi non m'ajutano! Ach, nicht die schwachen Augen, die im Gegenteil sehr scharf sehen konnten, trugen die Schuld, daß die Tochter eines Universitätsprofessors weder schreiben noch lesen konnte, sondern nur ihre Bequemlichkeit. Nemica delle lettere, pflegte sie ihr Vater zu schelten, wenn sie ihrem Lehrer aus der Schule lief. Und eine „Buchstabenfeindin“ war sie auch geblieben.

Magda segnete freilich die Bildungsarmut ihrer mütterlichen Freundin, denn so war sie wenigstens sicher, alle Briefe des Geliebten lesen zu können. Sie verfolgte den fahrenden Künstler durch die ganze Halbinsel mit ihren langen Episteln, die behufs Portoersparnis auf leichtes „überseeisches“ Papier mit ihren kleinsten Buchstaben geschrieben waren, aber die Antworten blieben oft lang aus. Die an seine Mutter gerichteten mußte sie stets vorlesen. Das war keine leichte Aufgabe, denn Franz schrieb immer deutsch, weil er im Schrift-Italienisch schwächer war. Magda aber, die so vieles gelernt, hatte gar kein Sprachtalent und wußte nur wenige Wörter. Übrigens wäre der ganz in ihrer heimischen Mundart befangenen Frau auch eine schulgerechte Übersetzung in die Sprache Dantes kaum verständlicher gewesen. So

half sich denn Magda, indem sie die Briefe langsam und deutlich deutsch vorlas, wobei sie von Zeit zu Zeit nach der Alten hinübersah, ob sie begriffen hatte und ihr folgen konnte. Wuchsen die Schwierigkeiten, so behalf sich die Vorleserin mit langen Umschreibungen und mimischen Erläuterungen, die stets das schnellste Verständnis fanden. Kam Stocker dazu, so ging die Sache noch besser, denn er machte sich in neapolitaner Mundart wohl verständlich, und dann war es eine Freude zu sehen, wie die Mitteilungen des jungen Künstlers bei den drei guten Menschen ein dankbares Publikum fanden.

Franz schien von seiner Mutter die Abneigung gegen das Schreiben geerbt zu haben. Seine Briefe waren arm an Worten. Er schrieb aus dem Stegreif mit Feder oder Bleistift, wo er sich gerade befand, je nach Stimmung und Laune und erging sich nie in breiten Schilderungen. Aber seine Briefe, zumal die an Magda, waren voll köstlich duftender Blumen, die er in liebendem Gedenken gepflückt hatte, und voller Federzeichnungen und Pinselstriche, da eine leicht skizzirte Landschaft, dort das Croquis einer bewunderten Statue, die Umrisse eines berühmten Gemäldes oder ein Bildnis nach dem Leben: ein feistes Pfaffengesicht, ein malerischer Bettler, ein päpstlicher Soldat, in der Hand die Hellebarde und eine italienische Grammatik. Dem Briefschreiber ging der Atem leicht aus, doch der Künstler trat für ihn ein und suchte seine Wortkargheit wieder gut zu machen.

Über seine Kunst, für die Magda Bewunderung, aber nicht viel Verständnis zeigte, teilte er wenig mit.

Nur in einem Brief an seinen Lehrer versicherte er, daß er sehr fleißig sei und vor seiner Heimkehr eine ganze Reihe von Tafeln und zahllose Skizzen vorausschicken werde. Dem Versprechen, kein Bild zu kopieren, sei er treu geblieben, so schwer es ihm auch geworden. Vor des heiligen Correggio unheiliger Io und Leda habe er gebetet, vor dem phantasiereichen Tintoretto in Bewunderung gestanden, den in Farben denkenden Veronese habe er studiert, aber den glutsprühenden Tizian und seine einzige Assunta liebe er über alles. Er habe in Rom sich weder der landläufigen Veduten- und Trachtenmalerei hingegeben, noch mit seinen Bildern schmutzige Fremdenjagd getrieben, auch sei er nicht immer und überall fleißig gewesen, sondern habe auch das Leben in vollen Zügen genossen und manche Nacht durchschwärmt, was übrigens Magda gar nicht zu wissen brauche.

. . . „Die letzten Herbsttage verlebte ich im Kloster des heiligen Franziscus bei Subiaco. Die Brüder hatten mich in der Nähe der Stadt unter dem Malschirme getroffen, ich gefiel ihnen, und sie luden mich ein, bei ihnen zu wohnen. Ich errichtete mein Atelier in ihrem Refektorium und freute mich in ihrer Mitte der Abgeschiedenheit von allem Lärmen der Welt. Die Brüder betrachteten mich wie einen von den ihrigen und nannten mich Fra Francesco. Jeden Nachmittag ging ich in die Umgegend landschaftern und nachts kehrte ich heim. Ich hatte eine alte Brücke zu überschreiten, dann stieg ich einen Saumweg empor bis zum Kloster und öffnete mit meinem Schlüssel eine kleine Pforte, denn die Mönche

hatten ein blindes Vertrauen in mich gesetzt und enthoben mich der Aufsicht des Paters Guardian. Die übrige Zeit verbrachte ich in meinem Atelier und malte, las oder träumte. Wie manche Nacht lag ich am Fenster im Mondlicht! Tiefste Ruhe in der weit gebetteten Landschaft, nur dann und wann unterbrochen von dem Gebell der Schäferhunde. . . . Als ich das Kloster verließ, umarmten mich die Mönche der Reihe nach und segneten den ihnen lieb gewordenen Ketzer. Auf dem Wege nach Subiaco wandte ich mich noch einmal nach meinen Freunden um, und sah sie allesamt auf der Terrasse vor der Kirche, in ihrer Mitte die hochragende Gestalt des Priors. Dort hielten die Brüder stets um die Dämmerstunde ihr Gebet. Heute beteten sie für mich, ich wußte es, und ich weinte bis ich in Subiaco war."

Gegen den Winter wurden übrigens Franz' Briefe an Magda und die Mutter häufiger und länger, denn er näherte sich der Stadt seiner Kindheit. Für Neapel hatte ihm aber die Mutter eine Menge Aufträge gegeben. So mußte er denn Rede und Antwort stehen, wie es ihren Geschwistern ging, was die Freunde und Bekannten machten, ob Maria Coppola, seine Amme, noch lebe, was der Dottore Cavallaro und der Ziprevete treiben, ob die Fabrik, wo sein Vater gearbeitet, noch still stehe — und auf alles gab der brave Cicillo Antwort mit Feder und Stift.

Das Bild einer noch ansehnlichen, in schreiende Farben gewickelten Frau war das sprechende Konterfei seiner trefflichen Amme. Daneben glänzte das breite gelbe

Gesicht des ehrwürdigen Doktors, der dem Säugling durch seine ärztliche Kunst das Leben gerettet hatte. Auch der „Onkel Pfaffe" erfreute sich offenbar noch seiner wohlgenährten Leiblichkeit. Die ganze Nachkommenschaft des Don Giacomo Angelucci, nämlich vier Tanten und drei Onkel, sechs Basen und zwei Vettern und acht wie die Orgelpfeifen aufgestellten Neffen und Nichten, umrahmte einen von Castellamare abgesandten Briefbogen, und erst im Anblicke seines Geburtsortes wurde auch der Schreiber beredt.

... „Liebe Mama, ich kann Dir nicht sagen, was in mir vorging, als ich auf dem Nocerathore zu Pompeji den Schlot meines Geburtshauses am Horizonte sah. Zum erstenmal, und doch schien mir alles innig vertraut, wie aus nebelhaften Kindertagen herüberdämmernd. Ich ließ das Haus des Pansa, das große und das kleine Theater, die zierlichen Häuschen und Gäßchen, die ganze farbenfrohe Welt inmitten ihres halb aufgewühlten Schuttes liegen und eilte auf der staubigen Straße zwischen den Maulbeerbäumen dahin. Da war die Piazza mit meinen faulenzenden Landsleuten, die mich anstierten, als wäre ich gar nicht einer der Ihrigen, dort die Kirche mit ihrem Mosaikdach, dann der Sarno und drüben am Ufer das weiße Haus mit den zwei Balkonen. Ein Sohn des Webermeisters von einst, der in einem der Fabrikgebäude — alles übrige steht leer — eine ziemlich bescheidene Färberei eingerichtet hat, führte mich in dem unbewohnten Hause herum über kühle gewölbte Flure, durch die Zimmer im dritten Stock und eine

gewisse große Stube mit grün und schwarz gemusterter Tapete, wo ich geboren bin — o, wie mein Herz schlug! — und bis auf das flache Dach, wo ich Sorrent und Capri, Salerno und Neapel und das Meer sehen konnte. Dann gingen wir über die Fabrikwiese, wo einst die von unserem guten Vater bedruckten Tücher bleichten und trockneten, und zu dem kleinen Privat-Friedhof, wo ich an den wohlgepflegten Gräbern von Ernestina und Giulietta betete. Die lieben Schwestern, ganz in üppiges Wiesengrün und Blumenduft eingebettet! Als ich später auf dem Gange zum Bahnhofe nochmals an der Mauer vorüberkam, fand ich die Thüre des Gottesackers geschlossen. So warf ich denn die unterwegs gepflückten Blumen über die Mauer und den Schwestern aufs Grab.

P. S. Meine Amme ist noch sehr hübsch und munter und wollte auch gleich ein kleines Anlehen bei mir wagen. Ich antwortete ihr: Nè, tu pe' chi me piglie? pe' nnu inglese o pe' nnu fesso?"*)

* *
*

O wie lachte Donna Grazia über diesen Naturlaut der Heimat! Wie oft hatte er früher geklagt, daß ihm beim italienischen Unterrichte die mütterliche Volkssprache, die alle Endungen unterschlägt, aus jedem harten t ein weiches d und umgekehrt macht und nach Willkür und sogar am Anfang eines Wortes, die Konsonanzen verdoppelt, viel eher hinderlich war! Wie

*) Für wen hältst Du mich? Für einen reichen Engländer oder einen Dummkopf?

manche Schelte hatte er von seinem Lehrer bekommen, weil er immer wieder fradello statt fratello sagte! Aber nun sah er doch, daß sein Neapolitanisch, das er geläufiger sprach, als sein schulmäßiges Italienisch, doch auch zu etwas gut war. Von Rom aus durch beide Sizilien fühlte er sich wie zu Hause, versicherte er in seinen Briefen. Er hörte Mutterlaute überall, und selbst die Flüche klangen ihm wie Musik. Und während seine Kunstgenossen von Eseltreibern und Facchini ausgebeutet wurden, behandelten diese ihn so brüderlich, als gehörte er zur Familie. Und wie billig und angenehm lebte und reiste er! Die anderen langweilten sich in der Oper und im Komödienhaus, während er im Volkstheater San Carlino sich bei den urwüchsigen Possen des Hanswursts halbtot lachte. Eine stumme Zeichensprache, und er fuhr, allerdings auf dem Bock und nicht ohne den Protest einer im Wagen herrschenden englischen Familie, um ein paar Kupfermünzen von Sorrent nach Castellamare. Im Corricolo hauderte er zwischen lustigen Mönchen und Bäuerinnen nach Pästum, wo er in den griechischen Tempeln offenen Blickes träumte. In der Toledostraße vertrieb er einen Kuppler mit dem echten Ausruf des Ärgers: Vatenne (Drücke Dich!), und nur die nach Bajocchi gierigen Mädchen von Capri empfingen ihn mit enttäuschten Gesichtern: „Chisto non è Inglese, è Nnapoletano!“ (Der ist kein Engländer, sondern nur ein Neapolitaner).

* * *

... Capri auf Don Paganos Dache. Hier bin ich und gehe wirklich „wie ein Kater auf und ab“. Ich fuhr im Postschiff mit einigen Wachteljägern und einem Prager Maler von Sorrent herüber. Paganos Hotel ist einzig. Eine echte deutsche Künstlerherberge. An allen Thüren hübsche Pinseleien deutscher Maler, die hier geweilt und seither zu Ruf gekommen. An der Wirtstafel hört man nur Deutsch. Im Garten, just vor meinem Fenster, rauscht die berühmte Palme, und gestern Nacht habe ich als Dieb debutiert, indem ich einen Raubzug auf die Orangenbäume ausführte. Hernach erschien ich wieder, ein argloser Fremdling, im Speisezimmer, nur von einem gefährlichen Duft umwogt. Zum Glück hatte der Wirt den Schnupfen, und auch die verdächtige Fülle meiner Rockschöße schien er nicht zu bemerken.

... In der Villa des Tiberius habe ich mir von zwei hübschen bacchianelle (Bauermädchen) zum Tambourin vortanzen lassen und dann selber mitgetanzt. Am Ende störte ein Engländer alle Poesie, indem er den Rock auszog, die Fäuste vor der Brust ballte und nun Tarantella lief. Auch ein Sport!

... Im Garten des Kapuzinerklosters hoch über Amalfi. Lang ausgestreckt liege ich auf einer Granitbank, mein Schreibepult ist die steinerne Lehne, worauf sich meine Rechte stützt, mein Reisebuch bildet die Unterlage. Tief unten zu meinen Füßen rollt das tiefblaue Meer seine Wellen an den grünen Strand, ein leichter Abendwind zieht erfrischend durch die sonnen=

müde Welt. Daneben senkt sich der steile Fels kopfüber in die Flut, und an seiner Wand klebt das Fischerdorf, das vor tausend Jahren dieses Meer beherrschte und jetzt eine arme Bevölkerung hegt. Überall blendend weiße Häuser auf dunklem Fels, doch dieser ist selten nackt. Wo nur eine Fuge und Ritze des Gesteins, da dringt das leuchtende Grün südlicher Fülle hervor. Da und dort gerötetes Weinlaub, das sich wie heitere Arabesken von Baum zu Baum schlingt, silberblinkendes Grün der Olivenbäume, gesättigt dunkles der gleichzeitig weiße Blüten und rotgoldene Früchte tragenden Orangen. Im hellschimmernden Sande des Ufers regt sich geschäftiges Fischervolk bis fernab zum alten Sarazenenturm, und darüber hinaus runden sich die Strandberge rings um den Golf bis zum duftverschleierten Kap ... Das alles lebt, lacht, blüht, grünt und leuchtet zum sattblauen Himmel empor, und ich denke Dein, Du mein fernes Mädchen! — Aber wer kommt da vom Klostergarten daher? Es ist der einzige Kapuziner dieses aufgehobenen Klosters, der letzte, den die Piemontesen hier sterben lassen wollen. Aber er ist gottlob jung und rüstig und wird noch lange die Messe lesen und das ewige Licht nähren. Halt, den Burschen muß ich zeichnen!

... Venedig, auf dem Markusplatz beim Frühstück. Schon so lang habe ich Dir nicht geschrieben! Magda, verzeih' mir! Ich bin in der Heimatstadt der Poesie. Die Wunderlampe Aladdins aus tausendundeiner Nacht hat auch mir in der Märchenkirche des heiligen Markus

gefunkelt. Überall seh ich unsterbliche Bilder, leuchtende Farben, silberne Taubenschwingen und das ewige Meer. Ach, ich bin wie verzaubert und kann die Formel nicht finden, die mich erlöst.

. . . Ich vergaß Dir zu schreiben, daß die Ruben von Kaminski schon den ganzen Winter hier sind. Sie haben einen Palazzo gemietet und führen ein offenes Haus wie in Berlin. Ich bin oft bei ihnen. Du weißt doch, daß Stocker die schöne, geistvolle Frau den „Goldfuchs“ nennt. Ich male sie vielleicht als Dogaressa. Der Vorwurf reizt mich.

* * *

Die Briefe aus Venedig an die Mutter wurden immer seltener. Die an Magda hörten ganz auf, doch vergaß er niemals, Grüße an sie aufzutragen. Er schützte Arbeit, Ermüdung, Zerstreuungen vor.

Magda wurde stiller, ernster, weinte viel in ihrem Kämmerlein und sang wohl auch das schöne Lied:

„Er wird wohl gar in das Welschland gehn,
Und die Frauen sind dort so falsch und schön!
O mög' ihn der Himmel bewahren!“

VI.

Seit mehreren Monaten hatte nun zwar Benno Volkart ein schönes Atelier, aber die Meisterwerke, die er darin malen wollte, fehlten ihm noch immer. Da der für „Frau Minne" gelöste Preis längst durchgebracht war, so verfolgte ihn der Tapezierer mit seinen Mahnbriefen und protestierten Wechseln. In der künstlerisch gestimmten Umgebung fehlte ihm noch jede Lust zur Arbeit und alle Inspiration. Seit er einige Sujets, deren Titel schon ein Kapital wert waren, dem Baron mitgeteilt hatte, der sie von anderen malen ließ, wollte ihm nichts Ersprießliches mehr einfallen. Die erste Schöpfung in seinem Künstlerheim durfte, zumal nach dem mißlungenen Versuche mit der Kopie von Franz' Aquarelle, unmöglich eine bloße Wiederholung seines sattsam ausgebeuteten Beleuchtungseffektes sein, denn er war abergläubisch wie alle Künstler und fürchtete, ein leichtsinniges erstes Bild würde seiner ganzen Malermeisterschaft Unglück bringen.

Nachdem er also angethan mit seiner stimmungweckenden Sammtkleidung in seiner Werkstatt vergeblich auf die begeisternde Muse gewartet hatte, ging er draußen

in der freien sommerlichen Natur, im Tiergarten, im Grunewalde auf ihren Spuren. Als sie ihm auch dort nicht lächelte, suchte er sie in den Museen, Kunstauktionen, Ausstellungen, auf Volksfesten und mitten im Gewühle der Straßen. Auf einer seiner Morgenwanderungen stand er unvermutet vor dem Akademiegebäude. Es war just Modellbörse. Im kühlen, dämmerigen Hausflur und bis auf die Straße drängte sich die Schar der Modellsteher und ihrer weiblichen und kindlichen Kollegen. Da sah man weißbärtige Jubelgreise, üppige Venusse, stolze Muster männlicher Vollkraft, von keiner Anlage zur Fettsucht entstellt, würdige Matronen und schalkhafte Putten, alle in jeder Bewegung und Miene ganz Charakter und Schönheit. In ihren abgetragenen Kleidern merkte man freilich den Urbildern der Kunst die irdische Not des Ideals wohl an. Kein Zweifel, nicht in diesen Lumpen, sondern in ihrer unverhüllten Menschlichkeit oder behangen mit glänzenden Kostümen feierten sie ihre Triumphe, und nur einige Damen ließen in ihrer miederlosen Üppigkeit ihren vollen Liebreiz ahnen. Dort stand offenbar ein Modell des Florentinischen Sängers und plauderte mit einem von eigener Schönheit trunkenen und bethörten Narziß, und hier erkannte man in einem rotnäsigen Burschen die „Erziehung des Bacchus“ (durch Önologie). Kein Schauspieler durfte sich rühmen, stundenlang mit solcher Aufmerksamkeit beobachtet worden zu sein, und besser als diese armen Teufel zu wissen, wie der Gladiator den Cäsar grüßt, der römische Feldherr seine Toga lüftet und der Marquis vor dem Sonnenkönig

sich verneigt. Jetzt freilich hatten sie eine weniger ideale Beschäftigung, denn die meisten verzehrten eben ihr mitgebrachtes Frühstück, eine Wurst, Speck oder Käse mit Brot, zu einem Trunk aus der Schnapsflasche.

Einige italienische Modellsteher brachten in das graue Gewühl durch ihre Trachten einen fröhlich bunten Ton, der allein schon als Gegensatz ein Malerauge entzücken mußte. Da standen zwei Römerinnen, eine alte und eine junge, an denen jedenfalls das Schönste ihr herkömmliches Kostüm war, das viereckige weiße Kopftuch, das grüne Mieder, die gelbe Schürze mit den buntverzierten Querstreifen; dann ein nerviger Kalabreser mit seiner Zampogna, dem Dudelsack, fröstelnd in seinen blauen Mantel gehüllt, und auf ausgetretenen Ledersandalen ein schwarzbrauner Knabe mit glühenden Augen, sein rotjackiges Äffchen in der Hand, dessen Vorführung in den Straßen ihm die Polizei nicht gestatten wollte, weshalb er sich jetzt der Kunst hingab, um in der großen Stadt nicht Hungers zu sterben.

Abseits dem gemeinen Trosse der Modellsteher hielt sich der Schöne Nante, indem er mit verschränkten Armen an einer der kannellierten Säulen lehnte. Ein blonder Dreißiger von regelmäßigen Gesichtszügen, groß und schlank, war er mehr als ein gewöhnliches Modell. Er versah gewissermaßen das Amt eines Akademiedieners, indem er für die Maler die nötigen Modelle, Kostüme und Requisiten, wie Hunde, Katzen, Kanarienvögel, beschaffte. Man brauchte sich nur vertrauensvoll an ihn zu wenden und bekam gewiß das Passende. Auf Künstler=

festen war er der begehrte Handlanger der Arrangeure, half die Lebenden Bilder stellen und die Kulissen malen und wirkte auch als Statist mit, am liebsten in Charaktermasken, doch opferte er sich auch als Frosch, wobei er eine aufopfernde Unermüdlichkeit im Hüpfen und naturgetreuen Quaken an den Tag legte.

Da es noch ziemlich früh und die modellbedürftigen Maler noch nicht erschienen waren, um ihre Auswahl zu treffen, so herrschte unter dem Völklein ein gar lautes und zwangloses Treiben. Sie wußten sich von ihren Brotherren noch nicht beobachtet und brauchten also keine malerischen Stellungen anzunehmen, um ihre Konkurrenten auszustechen. Diese Erkenntnis hatte denn auch einen Alten mit wallendem weißen Bart, der gewiß in erster Linie für Sankt Petrus oder den blinden Belisar stand, ermutigt, mit dem Schönen Nante einen Streit anzufangen. Wer dabei die großen heftigen Geberden der beiden sah, hätte denken können, daß sie jeden Augenblick in Thätlichkeiten übergehen würden, aber so schlimm war es im Grunde nicht gemeint, denn auch in diesen leidenschaftlichen Ergüssen steckte ein gutes Teil handwerksmäßiger Pose. Schon aufrichtiger gemeint waren die Scheltworte, die sie sich an die Köpfe warfen, wobei sich die Ausdrücke des Ateliers und der Gasse zu einem seltsamen Jargon vermischten. In ihrem blinden Konkurrenzneid dichteten sie ihrem äußeren Menschen allerlei Gebrechen an und kokettierten dabei mit ihren während des Aktstehens aufgeschnappten anatomischen Kenntnissen und malerischen Fachausdrücken.

„Was," rief der Schöne Nante, „ich hätte Dich dem Professor empfehlen sollen? Dich, mit deinem makrocephalen Schädel, auch Wasserkopp genannt, der eher von Virchow gemessen, als von den Herren Malern verewigt werden sollte! Der Metatarsus ist ganz schief gewickelt und der sternocleido-Muskel, daß Gott erbarm! Heißt so was noch Wuchs und Portament? Komm mir nur nicht zu nah, sonst giebt es eine Beule, so glänzend und dauerhaft wie Rosakrapplack!"

„Na, an Deiner Stelle," rief der edle byzantinische Feldherr unter gänzlicher Verleugnung seiner Würde, „da ließ ich mich doch mal modellieren, damit man sich Deinen Verdruß besser besehen kann." (Hier krümmte er seinen Rücken, um einen stattlichen Höcker zu markieren.) „So'n Planetengucker, der mit dem rechten Auge in die linke Westentasche sieht! Und dann unter den Pumphosen die X-Beine, daß ein Vierzigpfünder ohne Schaden durchschießen könnte! Und dann die Plattfüße, als hättest Du sie beim Trödeljuden gemietet! Du Schande für die Kunst, ich richte Dich noch mit meinen Fäusten her, daß Du als geschundener Marsias posieren kannst."

Sie standen sich auch schon mit erhobenen Armen wie zwei antike Fechter gegenüber, um die Richtigkeit ihrer Gliedmaßen mit Faustschlägen zu erhärten. Der Portier sah aus seinem Fenster und drohte mit der Polizei, die sich in solchen Fällen selten in der Nähe aufzuhalten pflegt. Erst als sich die Schwarze Jule, die gerade den Flur betrat, zwischen die Streithähne

warf und den Alten wegführte, legte sich der Lärm und wich die Kampflust augenblicklich.

„Schäme Dich, Vater,“ sagte sie zu dem Belisar. „Du verdirbst uns mit Deinen Raufereien noch das Geschäft!“

Der Alte schimpfte eine Weile in seinen Bart hinein und warf wütende Blicke zu dem Schönen Nante hinüber, der sich auf eine Stufe gesetzt hatte, als wäre nichts geschehen, und dann beruhigte auch er sich, indessen seine Tochter eifrig in ihn hinein sprach und plötzlich, mit Hast ihre blauen Hutbänder zurecht zupfend, dem eintretenden Benno entgegen ging, der sie freundlich grüßte.

„Na Sie!“ rief sie schmollend. „Ich bin Ihnen eigentlich vom Künstlerfest noch böse, wo sie mich versetzt haben, um mit der roten Polin den Niedlichen zu spielen. Aber darum keine Feindschaft nicht.“

Sie reichte ihm zur Versöhnung die behandschuhte Rechte hin, die er leicht mit der Linken berührte. Jetzt trat auch ihr Vater herzu, und noch einige Modellsteher kamen heran.

„Modell gefällig, Herr Volkart?“ fragte der Schöne Nante, doch der Belisar drängte ihn fort.

„Guten Morgen, Herr Oberkollege!“ sagte er zu dem Maler, den er offenbar als seinen Privatkunden betrachtete. „Sieht man Sie auch wieder einmal? Was haben Sie für Schmerzen?“

„Eigentlich keine, Pägelow.“

„Aber uneigentlich kann man die göttliche Muse

nicht ungestraft bummeln lassen," bemerkte der Alte mit einer abwehrenden Geberde, die wirklich monumental war. „Und die armen Jünger der Kunst noch viel weniger. Na, was machen wir denn zusammen für ein Meisterwerk?"

„Ja, in dem Was, da liegt es eben!" rief Benno wehmütig. „Für das Wie sorge ich schon allein."

„Wissen Sie was," sagte der Alte, „probieren Sie es einmal mit einem frommen Bild. Ich als ewiger Vater zum Beispiel" . . .

„Religion? Das zieht nicht."

„Freilich, und auch das Nackte malt man nicht mehr ohne direkten Auftrag, und doch ist das die wahre Kunst. Unsere Zeit ist zu verschämt und will nichts von meinem Grundsatz wissen. Sie kennen ihn doch?" Und er warf sich heroisch in die Brust. „Wie der Mensch ist, so kann er sich auch geben."

„Schön gesagt und noch schöner gedacht, Pägelow. Nun, ich könnte Sie eigentlich brauchen, aber Ihr Petrusbart paßt mir nicht ins Bild."

„Du lieber Gott, wenn es nur an dem liegt! Die Zeiten sind so schlecht, daß man seinen ganzen männlichen Stolz hingeben würde." Er faßte mit beiden Händen seinen Bart und barg die Hälfte davon in den Flächen. „Ist es so kurz genug?"

„Ja, aber auf den Wangen muß alles herunter," sagte Benno. Pägelow stutzte und machte ein schmerzerfülltes Gesicht. Der Schöne Nante und die anderen, die den Unterhandlungen gespannte Aufmerksamkeit wid-

meten, benutzten das Zaudern des verhaßten Kollegen, um ihn zu verdrängen. O sie würden ihre schönsten Stoppeln gern opfern, wenn er ein Dutzend Sitzungen garantiere. Doch Benno lag viel an den furchenreichen, charaktervollen Zügen Pägelows, und da jetzt auch Jule dem Vater zusprach, so erklärte dieser sich zu dem Bartopfer bereit.

„Ein Cromwell, Herr Volkart? Wollen wir wetten, daß wir zusammen einen Cromwell machen?“ fragte er, indem er mit einer den Malern eigentümlichen Geberde mit der Rechten in die Luft zu pinseln schien.

„Etwas ähnliches,“ antwortete Benno ausweichend, und nachdem sie sich über den Preis geeinigt hatten, nickte er freundlich und ging.

Er eilte zu einem Trödler in der Mohrenstraße, bei dem er neulich ein Paar monumentale Reitstiefeln gesehen hatte. Zu seiner Freude fand er sie noch. Es waren wirkliche Meisterwerke archäologischer Schusterei: schweres rohgares Leder, durch überschlagene Nähte verbunden, an Spitze und Ferse der fast drei Finger dicken absatzlosen Sohle wahrhaftige Hufeisen mit Griff und aufwärts in die Sohle gebetteten Stollen. Welch herrliches echtes Bild ließ sich aus diesen Stiefeln machen! Er kaufte sie sofort und fuhr voller Begeisterung nach Hause.

Dort stellte er sie auf einen brokatbedeckten Rubensstuhl, warf sich davor auf den Diwan und starrte sie unverwandt an. Er hatte bei dieser ledernen Träumerei undeutliche Visionen von marodierenden Hussiten, bibel-

festen Rundköpfen und zechenden Wallensteinern, aber sie wollten sich lange nicht zum Bilde fügen. Erst die Nacht brachte Rat. Als er am folgenden Morgen zeitig aufstand, hatte er das ganze Bild im Kopfe: einen zechenden Puritaner, der mit einer hübschen Schenkin schäkert. Kaum angekleidet, entwarf er eine Bleistiftskizze und trug eben die Komposition auf eine mäßig große Leinwand über, als Pägelow kam. Dieser erriet seine Absichten gleich. Er bewunderte die Stiefeln, von denen er behauptete, man könne darin im Stehen sterben, zog sie an, setzte sich einen mächtigen Filz auf das Ohr, holte einen Apostelkrug aus der Loggia, rückte einen geschnitzten Stuhl vor die Staffelei und setzte sich breitbeinig hin, indem er einen grimmigen Ausdruck in sein halb abgewandtes Gesicht brachte. Mit der Rechten hielt er den Krug, als wollte er ihn eben zum Munde führen, stutzte aber plötzlich, denn sein Blick mochte auf das niedliche Mädchen fallen. Wie in dem bärbeißigen Gesicht urplötzlich lieblichere Gefühle sich ausprägten, das brachte Pägelow wirklich wie ein vollendeter Schauspieler zum Ausdruck.

Der Maler, der an diesen drolligen Widerstreit gar nicht gedacht hatte, war entzückt und machte sich gleich ans Werk. Auf diese Art wurde es eine gemalte Anekdote, eine gemeinverständliche und doch salonfähige Pikanterie. Acht Tage lang malte er nach dem Modell.

Pägelow war als sprechender Gliedermann sehr unterhaltend. Er hing seinem Berufe mit wahrer Begeisterung an und war eitel auf seine Erfolge, deren

er sich unablässig rühmte. Er figurierte in einem Dutzend „Perlen" der Nationalgalerie, keine Ausstellung in Berlin, München, Wien war ohne sein Porträt denkbar. Selbstgefällig zählte er die bekanntesten Bilder her, auf denen er paradierte. Er stand in Lebensgröße und wie Gott ihn erschaffen in Körners „Schüleratelier" als Modell. In Bewitz' Heiligem Antonius war er der Titelheld. Er war Harpers „Petrus", die Marmorstatue, die sich in der Hedwigskirche befindet. Dann der Bischof auf Köchlins „Jungfrau von Orleans", die durch alle europäischen Städte seinen Ruhm getragen hatte. Auch als Ewiger Vater hatte er bewährten Meistern Modell gestanden.

Nebenbei wußte er stets den neuesten Atelierklatsch und kannte die nächsten Ausstellungen, so weit sie von Berliner Meistern beschickt wurden, immer schon Monate vorher. Er erzählte Benno, der Akademiedirektor male sein Selbstbildnis — etwas nüchtern in der Farbe, wie er kritisch hinzufügte —, Knaus habe eine vom ersten Ball heimkehrende junge Dame bereit, Meyerheim melde eine neue Menagerie an, Menzel habe aus seinen Steinklopfern, der getuschten Studie, endlich ein Gemälde gemacht, Gussow liefere einige Damenporträts. Pägelow wußte alles, kritisierte mit Verständnis und hob besonders liebevoll jene Bilder hervor, in denen er abkonterfeit war. Wie er aber wieder einmal von all den schönen Bildern zu schwärmen anfing, rief Benno plötzlich:

„Schweigen Sie!"

Pägelow verstummte schnell. Ohne Zweifel war

der Maler bei der Mundpartie. Er irrte sich. Seine Erzählung von dem Schaffenseifer und den Erfolgen anderer war Benno einfach zum Ekel geworden, denn je länger je weniger befriedigte ihn seine Arbeit. Sein Haudegen stak viel zu steif in den Lederfutteralen und wollte sich gar nicht von dem Hintergrunde los machen. Man hätte ihn schütteln mögen, damit er zum Bewußtsein seiner Gelenke kommt. Er änderte und änderte, aber verbesserte nichts, im Gegenteil! Nach einer Stunde vergeblicher Mühen legte er ärgerlich Pinsel und Palette hin und zog den Vorhang über das Bild. Er fand es so schlecht, daß er es nicht einmal seinem Modell zeigen wollte.

„Genug für heute, Pägelow," sagte er. „Es geht wirklich nicht mehr. Schicken Sie mir doch morgen die Jule um neun Uhr. Ich will das Bild am anderen Ende anfassen. Da Ihnen meine Stiefeln so gut gefallen, so schenke ich sie Ihnen. Ich brauche sie nicht mehr."

Der Modellsteher bedankte sich, zog sein Kostüm aus und nahm die Stiefeln, die Benno gar nicht mehr sehen wollte, mit. Sobald er draußen war, entfernte der Maler wieder das Tuch und pinselte noch mehrere Stunden bis zur sinkenden Nacht. Aber sein Werk gefiel ihm immer schlechter. Mit einer Verwünschung packte er die Tafel und schleuderte sie in einen Winkel.

So war es also wieder nichts! Der Himmel hatte ihm nun einmal bloß halbe Talente geschenkt. Er fühlte es, daß er ohne Franz' Hilfe kein gutes Gemälde zu

stande brachte. Sogar die Schusterei in der Kunst war für ihn zu hoch!

Er faßte den Entschluß, auf den Soldaten im Bilde zu verzichten und nur das Mädchen zu malen. Seine Kunstübung hatte ja einen wesentlich weibischen Zug; am besten gelang ihm stets das schöne Geschlecht. Zuletzt ließ er aber auch die Schenkin und das ganze Bild fallen und nahm sich vor, mit dem Modell über ein passendes Sujet zu beraten. Vielleicht würde sich etwas Ersprießliches finden.

Die Schwarze Jule stellte sich wirklich ein, allerdings eine Stunde zu spät. Er empfing sie sehr ungnädig.

„Na, so blau!“ antwortete sie auf seine Vorwürfe. „Ich hätte mich wohl in Briefträgertrab setzen müssen, um mir bei Ihnen eine Erkältung zu holen.“

„Wenn Sie früher von Hause fortgegangen wären ...“

„So wäre ich nicht später fortgegangen, das stimmt!“ fuhr sie keck fort, nahm langsam ihren Hut ab und warf einen Blick auf seine Staffelei, auf der eine weiße Leinwand im Blendrahmen stand.

„Ja malen Sie denn das Bild nicht weiter, auf dem Vater ist?“

„Nein.“

„Also was soll es denn werden?“ Er zuckte die Schultern. „Na, wenn Sie das nicht wissen, dann komme ich ja noch immer zu früh.“

„Stehen Sie Akt!“

„Ganze Figur? Ich habe schon genickt und wenn

ich noch einmal nicke, dann thu ich's," höhnte sie. „Ich stehe nicht mehr Akt, das wissen Sie doch. Ja früher! Da mußte ich, sonst gab es Schläge. Aber nun bin ich bald einundzwanzig und brauche mir nicht mehr alles gefallen zu lassen. Ich stehe auch nicht in der Malklasse mehr Akt, geschweige bei einzelnen Herren. Nicht mal bei einer Dame wollt' ich neulich. Ich habe mirs mal in den Kopf gesetzt."

„Dann können Sie gehen."

Sie setzte sich den Strohhut wieder auf, verschwand aber nicht, sondern griff nach einer Cigarette, die auf einem türkischen Tabouret lag und zündete sie an. Dann ging sie im Zimmer auf und ab mit kleinen, leisen Schritten, besah sich die Nippsachen und nahm sie neugierig in die Hand.

„Nein, das thu' ich nicht wieder," sagte sie unterdessen, „denn Kunst hin, Kunst her, es ist eine Schande. Ich habe noch keinen Künstler getroffen, der vor dem Modell nur an die Kunst denkt. Und die alten Herren sind die schlimmsten." Jetzt stand sie vor dem Spiegel neben dem prachtvoll gestickten japanischen Wandschirm, drapierte sich mit einem orientalischen Tuch und plauderte rauchend weiter: „Ja, wenn ich den Künstler liebte, dann vielleicht . . . als sein Privatmodell . . . aber ich müßte ihn sehr lieb haben . . . Mein Körper würde durch seine Liebe geheiligt, so daß ich ihn nie wieder anderen Blicken preisgeben möchte. Es muß was Herrliches sein, einen echten Künstler zu begeistern und zugleich dem Geliebten zum Ruhme zu verhelfen, gemeinsam

ein Meisterwerk zu vollbringen und zusammen unsterblich zu werden. Ein Gedanke von Schiller!“

Sie ließ sich auf den Diwan fallen und blinzelte mit halb geöffneten Lidern den Rauchringen nach, die sie durch den gerundeten Mund in die Luft empor hauchte.

„Sagen Sie mal,“ rief sie nach einer Pause mit größter Lebhaftigkeit, „erinnern Sie sich noch an Ihren ersten Versuch im Malen? Nein? Aber ich. Ich stand an jenem Tage Akt . . . fünf, sechs Jahre sind es wohl . . . In der Malklasse bei Professor Hausmann. Ich weiß es noch wie heut. Sie durften von der Zeichnung zu den Farben übergehen . . . es war aber nicht sehr berühmt. Sie wollten etwas Besonderes leisten und fingen zu pinseln an, ohne nach links und rechts zu sehen, um sich von den Kameraden nicht beeinflussen zu lassen. Der eine bevorzugte Goldocker, der andere Englischrot, ein Dritter Neapelgelb und die übrigen dieselbe Couleur in Grün, nur einen Schein heller. Es gab bloß eine Farbe, die von keinem angewendet wurde, und die wählten Sie gerade: Berlinerblau. Aber es ist ja ein Kreuz damit. Sobald man die Teufelsfarbe mal anwendet, breitet sie sich aus und macht alle anderen tot. Als Sie fertig waren, sah Ihre Leinwand, obwohl Sie nur zu den Schatten Berlinerblau genommen, richtig auch ganz blitzblau aus. Die Kameraden lachten und ulkten, und als Sie ungemütlich wurden, strichen dieselben alles, was Sie davon noch auf der Palette hatten, Ihnen ins Gesicht. Na, zu Ihrem Glück hatten Sie das meiste vorher aufgebraucht.“

Sie lachte herzlich, zeigte dabei zwischen den knallroten Lippen die weißen Zähne und sah mit dem kecken Stumpfnäschen und den großen schwarzen Augen allerliebst aus. Er stimmte in ihre Heiterkeit ein, mehr weil er sie so hübsch lachen sah, als weil ihm das längst vergessene Debut in seiner gegenwärtigen Stimmung Freude machte. Er zeigte sich von jetzt an liebenswürdiger. Sie bemerkte es.

„Aber da plaudern wir und plaudern wir," fuhr sie fort, „und dabei bleibt die gute Leinwand leer! Also was soll's?"

„Stehen Sie Akt," wiederholte er. „Dann kommen die guten Gedanken von selbst."

„Halt, ich hab's!" rief sie, riß ihren Hut ab und steckte sich ihr langes Haar auf, daß es wie eine schwarze Flut über ihre Schultern fiel. Dann knöpfte sie ihr helles Kleid auf, so daß man ihre halbe Büste sah und stieg auf eine Leiter, welche in der Loggia stand. Auf der obersten Sprosse setzte sie sich nieder, drapierte ihr Kleid, so daß man ihre Füße nicht sah, und strich sich die Stirnhaare wirr über die Augen. Er hätte keine Spur von einem Künstler sein müssen, wenn er von dem Anblick der hübschen Brünette, die da oben im reflexlosen Atelierlichte saß, nicht gefesselt worden wäre.

„Eine Lorelei," sagte sie, und ihr schwarzer Blick tauchte leuchtend in die Ferne, „oder eine Melusine oder sonst ein Meerwunder. Was sagen Sie dazu?"

Er konnte sich nicht satt sehen und kniff prüfend das rechte Auge zu. Dann nahm er Pinsel und Palette

zur Hand, machte mit dem Malstock ein Zeichen, daß sie ihr Gesicht mehr im Halbprofil zuwenden solle, und begann in raschen Strichen den Kontur, ohne ein Wort zu sprechen. Bald waren die Umrisse der ganzen Figur auf der Leinwand.

Die Schwarze Jule aber saß keineswegs schweigsam auf ihrer Sprosse, sondern plauderte rastlos dabei von allem und nichts. Er hörte ihr gerne zu, nicht der ihm gleichgültigen Gegenstände halber, von denen sie plapperte, sondern weil ihr unablässig die drolligsten Wendungen der Berliner Volkssprache über die Lippen sprudelten. Noch nie hatte er so eifrig gemalt wie heut. Als die Sitzung zu Ende war, und die Modellsteherin von der Leiter stieg, war das Werk gut vorangeschritten.

„Das Ding macht sich mächtig," meinte sie und griff nach ihrem Hute, den sie im schnell geordneten Haare fest spießte. „Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß ich Ihnen beistehen werde. Diesmal brauchen Sie Wittichs Hilfe nicht, und das sage ich!"

Er biß sich auf die Lippen. Sie schien es nicht zu bemerken und empfahl sich mit einem vertraulichen Nicken.

An den folgenden Tagen kam sie wieder, und das Bild wurde weiter gemalt. Aber die Schwierigkeiten mehrten sich. Die Studie nach dem Modell war noch nicht zum Bild erhöht. Er sah ein, daß seine Welt besten Falles nur so weit reichte, als sein Modell.

Jule ahnte bei ihrem lustigen Plaudern nicht, wie trüb es in des Künstlers Seele zu werden anfing. Auch

ärgerte sie ihn, ohne es zu wollen, indem sie fortwährend von Wittich sprach, sein Talent bewunderte und für seinen äußeren und inneren Menschen schwärmte.

„Wo ist er jetzt?“

„In Italien.“

„Dort muß es schön sein, und die Frauen auch, nicht wahr? Wann kommt er wieder?“

„Nächstes Frühjahr.“

„Und gewiß als ein großer Maler.“

Er machte ihr mit dem Pinsel unwirrsch ein Zeichen, daß sie ihre Pose wieder annehmen sollte. Sie erhob sich vom Diwan und wollte zu ihrer Leiter, als sie im Vorbeigehen einen Blick auf seine Leinwand warf.

„Herrjeh!“ rief sie, „was machen Sie denn da für 'ne Schwarte! Das ist ja wie damals mit dem Berlinerblau.“

Er verbat sich die vorlaute Kritik und hieß sie ihren Platz einnehmen. Kopfschüttelnd gehorchte sie, aber auch er war mißmutiger als je. Die Figur lebte nicht. Wie oft hatte er schon das Gesicht abgekratzt und immer wieder frisch gemalt — alles umsonst! Und dann der Faltenwurf, der durch Fleisch und Bein drang! Er hörte kaum noch ihr Geplauder und malte sich in einen dumpfen Ingrimm hinein.

In den folgenden Sitzungen war er noch mürrischer und unzufriedener. Als sie in einer Pause auf seine Staffelei sah, schüttelte sie wieder bedenklich den Kopf.

„Es macht sich von weitem sehr entfernt," sagte sie mitleidig. „Wie schade, daß Wittich fort ist! Er würde Ihnen den Salat gewiß noch zurecht mischen."

Von nun an war Benno sehr unfreundlicher Laune und schalt, daß sie nicht still sitze, daß sie die Pose ändere, daß es bei einem solchen Modell allerdings kein Wunder sei, wenn das Bild nicht gelinge. Sie blieb ihm die Antwort nicht schuldig und erwiderte, daß für ein schlechtes Bild in erster Linie der Maler verantwortlich sei. Er wurde heftig und schickte sie fort. Langsam zog sie sich an, und ein Liedchen pfeifend ging sie ohne Abschied hinaus.

Am folgenden Tage war er wie umgewandelt und von einer unheimlichen Freundlichkeit. Aber statt des bisherigen Bildes stand eine leere Leinwand auf der Staffelei. Er war der Lorelei überdrüssig geworden und ließ sie eintrocknen.

„Jule," sagte er, indem er ihr eine Cigarette anbot, „seien Sie vernünftig. Ich habe einen prächtigen Einfall. Ein schlafender Jäger an einem Abgrund; der Berggeist, in der Gestalt einer Gletschernymphe, zieht ihn zu sich hinab in die Tiefe. Titel: »Halb zog sie ihn, halb sank er hin!« Wollen Sie mir Akt stehen?"

„Nein. Ich habe es Ihnen schon gesagt."

Und dabei blieb sie, trotzdem er es mit Güte und Strenge und allen Verführungskünsten versuchte. Als er zudringlicher wurde, kratzte sie ihn blutig.

„Nein, nicht in die Hand!" rief sie trotzig. „Nicht

einmal, wenn Wittich mich darum bäte, und für den thät' ich's noch am ehesten!"

Jetzt wurde Benno unangenehm. Er nahm seinen Schreibkalender, rechnete die Sitzungen zusammen und bezahlte sie.

„Sie brauchen nicht wieder zu kommen."

„Kann ich dafür, wenn Sie kein Bild fertig bringen?" spottete sie. „Warten Sie doch, bis Wittich kommt. Der hilft Ihnen wieder. Na, leben Sie so wohl als auch."

Lachend ging sie hinaus.

Er warf sich ärgerlich in einen gotischen Lehnstuhl und brütete vor sich hin.

Immer dieser Wittich! Wie konnte er nur den Burschen los werden, der so fern und ihm doch überall im Wege war? O wie er ihn haßte! Warum? Weil er ihn zu seiner Kunst, zu seinem Leben notwendiger brauchte, als das Sonnenlicht. Ohne seine Hilfe vermochte er nichts zu stande zu bringen.

„O," rief er aus, „wenn ich doch nur eine Kunst wüßte, wobei er zur Abwechslung meiner bedürfte, so daß er mein Geschöpf würde, von meiner Gnade lebend! Wie wollt' ich mich für all diese Demütigungen an ihm rächen und ihn von seiner Sonnenhöhe in den Staub hinunter ziehen und vernichten!"

In den nächsten Tagen und Wochen war er zur Arbeit unfähig. Dann begann er neue Bilder zu entwerfen und stellte auch diese wieder unvollendet an die Wand. Franz mußte sie ihm fertig machen, dachte er,

wenn er es auch nicht einmal sich selbst eingestand. Unterdessen verfiel ein Wechsel um den anderen und wurde protestiert. Der Tapezierer bombardierte ihn mit Mahnbriefen, suchte ihn heim und beruhigte sich auch dann nicht mehr, wenn ihn Benno mit einem Hinweis auf irgend ein neues Bild vertröstete. Ja, saubere Bilder, die nie fertig wurden! Dann nahm er zu allerlei Kniffen und Pfiffen Ausflucht, indem er einzelne Ausstattungsgegenstände, deren Fehlen der Tapezierer nicht gleich bemerken konnte, verkaufte, bei all seinen Freunden der Reihe nach Geld entlieh und sogar bei Donna Grazia einen Versuch wagte, der freilich ohne Erfolg blieb, denn sie haßte den imbiso noch immer. Zumal seine Eltern wurden in Mitleidenschaft gezogen. Die Mutter machte zu Hause die Portionen immer kleiner, trug all ihre besten Sachen ins Leihamt und hatte heftige Auseinandersetzungen mit dem Vater, der für den ungeratenen Sohn keinen Groschen mehr herauszugeben erklärte. Magda aber mußte Tag und Nacht sticken und stricken, und ihr ganzer Erlös wanderte in die Hände des Bruders.

Als der Winter vorzeitig mit rauher Gewalt einbrach, war es mit seinen Auskunftsmitteln zu Ende. Heut oder morgen mußte er gewärtigen, gepfändet zu werden. Wie verhaßt war ihm jetzt dieses prunkvolle Atelier, dies protzenhafte Sammtkostüm, das ihm so wenig Glück gebracht!

Eines Abends saß er, den Kopf in beiden Händen, in seinem kalten Atelier. Die Sonne war früh unter-

gegangen, und das Spätrot ließ die Fensterscheiben in goldenem Licht erglühen, dessen Abglanz bis in den hintersten Winkel leuchtete und die Kälte seiner Wohnung noch eindringlicher, die Pracht der Einrichtung noch frecher und die Leere der wie grinsende Gerippe breitbeinig dastehenden Staffeleien noch gähnender erscheinen ließ. Da klopfte es leis an die Thür. Er sprang auf und öffnete. In den goldenen Schein trat eine hagere, abgehärmte Gestalt in schwarzem Kleid. Es war seine Mutter.

„Benno," sagte sie atemlos, „der Vater hat mich geschlagen. Ich gehe nicht mehr zu ihm zurück."

Er suchte sie zu beruhigen, zu trösten und erbot sich, mit ihr zu gehen, um dem alten Brummbär den Kopf zurechtzusetzen. O wie er ihn haßte! Das fehlte gerade noch, daß sein leidvolles Künstlerdasein obendrein von den Schatten der elterlichen Familientragödie verdunkelt würde!

Lange saßen sie plaudernd und weinend im Dunkeln und froren. Als Magda, gefaßt und mutig wie immer, kam, war es ihr erstes, die unheimliche Scenerie zu verändern. Sie zündete die letzte altdeutsch gewundene Wachskerze, die im Leuchterweibchen steckte, an und sah nach dem Kohlenbehälter, der hinter dem Ofen stand. Er war leer.

„Wie wär's mit diesen Bengeln da?" fragte sie den Bruder.

Das praktische Mädchen meinte zwei wurmstichige, mit Gold und Farben bemalte Statuen aus Eichenholz,

die in einem Winkel lehnten. Benno antwortete mit einem gleichgültigen Zucken der Schultern, und so legte sie denn die mittelalterlichen Säulenheiligen auf die fast erloschene Glut, die bald hochaufprasselte und einen wohligen Feuerschein in das Gemach warf. Auch sie haßte diesen ganzen Prunk, für den sie und die Mutter sich zu Tode arbeiteten, und mit Behagen sah sie dem Feuertode der hölzernen Märtyrer zu. Ihr war, als verbrannte sie da nur Unheil bringende Götzen.

Nun vereinigten sich die Geschwister, um die mißhandelte Mutter, die ganz in Thränen schwamm, zu bewegen, den häuslichen Herd wieder aufzusuchen. Benno ließ stärkere Minen springen. Er gestand ihr seine verzweifelte Lage. Die protestierten Wechsel des Tapezierers, der schlechte Absatz seiner Bilder, die bevorstehende Pfändung und Exmission, nein, er konnte sie nicht bei sich behalten.

Die Mutter streifte mit ihren Blicken ein im Winkel liegendes Bild. Es war die mißlungene Lorelei. Sie verstand nichts von der Malerei, aber sie erriet die fruchtlosen Anstrengungen, die Unzulänglichkeit seiner Kunst.

„O wenn nur Franz da wäre!" rief die Schwester in ihrer Unschuld, „er würde Dir helfen."

Er warf ihr einen fürchterlichen Blick zu. Die Mutter senkte den Kopf und brach wieder in Thränen aus. O warum mußte ihr Sohn nur diese halben Talente besitzen, indes der andere so reich gesegnet war!

Ohne ein Wort zu sprechen, im Gram versunken,

saß die Mutter mit ihren Kindern noch lange beisammen. Der aufgehende Mond warf seinen Schimmer durch das breite Fenster kalt und unerbittlich herein. Da klopfte es abermals.

Es war der alte Volkart, der seine Frau holte. Der arme Mann zitterte am ganzen Leibe und ging gebückter als je. Sein weißer Schnurrbart hing wirr über den Mund, und im Gefühle seines Unrechts wagte er kaum seine Frau und die Kinder anzuschauen. Den Hut in der Hand, schlotternd in seinem abgetragenen Winterrocke, trat er in die vornehme Wohnung seines Sohnes, die er stets gemieden hatte. Jetzt war all sein Bettelstolz verflogen, und statt seines wichtigen: „Als ich noch ein Geschäft hatte," kam leise und zitternd eine demütige Bitte über seinen Mund:

„Verzeih, Anna . . ."

Er streckte ihr die Hand zur Versöhnung hin und seufzte tief auf, als sie nicht gleich die ihrige hineinlegte. Gott, wenn sie ihm nicht verzeihen würde, was sollte aus ihm werden? Und im niederdrückenden Gefühle seiner in fünfundzwanzigjährigem Zusammenleben großgezogenen Hilflosigkeit lispelte er mit Thränen in der Stimme und in den Augen:

„Ich bin ein alter kranker Mann . . ."

Benno warf sich in die Brust und schwelgte in der Rolle eines strengen Richters. Endlich konnte er sich für alle üblen Launen und Mißhandlungen rächen, womit er und die Mutter jahrzehntelang gequält und geärgert worden. In harten Worten hielt er ihm all

sein Unrecht, sein ganzes Sündenregister bis zu seiner letzten Roheit vor und drohte damit, die Mutter zu sich ins Atelier zu nehmen.

Der alte Mann schwieg in plötzlicher Verstocktheit, als er die verhaßte Stimme hörte. Zum erstenmale konnte er dem Burschen nicht die väterliche Autorität entgegensetzen. Seine Thränen versiegten, und er starrte fast trotzig in seinen Hut hinein, den er noch immer verlegen in den Händen drehte.

Erst als Magda ihn bat, den armen Vater zu schonen, denn auch die Mutter habe ja längst verziehen, schloß Benno mit einer effektvollen Wendung seine Strafrede. Er war übrigens froh, als die drei sein Atelier verließen. Nun war er abermals allein mit seinen trüben Gedanken. Die beiden Heiligen waren längst zu Asche verbrannt, und die Winternacht zog wieder siegreich in die freudlose Künstlerwerkstatt.

VII.

In dieser Zeit seiner höchsten Not erhielt Benno von einem befreundeten Journalisten ein Briefchen folgenden Inhalts:

Verehrtester!

In Familienangelegenheiten muß ich für einige Wochen nach Schlesien. Hätten Sie nicht die Freundlichkeit, mich bei meinem Blatte zu vertreten und vorderhand etwa einen orientierenden Artikel über die nächste akademische Kunstausstellung zu schreiben. Ihr scharfes und unabhängiges Urteil haben Sie ja bei manchen Anlässen in Freundeskreisen bewiesen. Also versuchen Sie es einmal mit der Kunstkritik. Ich habe schon mit dem Alten über Sie gesprochen, und er heißt Sie als Stellvertreter willkommen. Hic Rhodus, hic salta.

Besten Gruß!

Dr. Heinz Winternitz.

Benno sprang so lebhaft vom Diwan auf, daß seine Lorelei, die noch immer an der Wand lehnte, mit der Malerei nach unten auf den Boden fiel. Das war

ein Omen. Tot sei die Kunst! Es lebe die Kunstkritik! Ja, die Journalistik sollte ihn aus seiner schwierigen Lage retten. Zwar hatte er noch nie einen Zeitungsartikel geschrieben, aber das lernt sich bald. Der Vielgewandte würde die Form schon bewältigen, und was den Inhalt betrifft, so war er ohne Sorge. Er hatte bisher nach Malerbrauch sehr verächtlich auf die zünftige Kritik herabgesehen, denn er war der Meinung, daß nur der ein Bild beurteilen könne, der selbst ein solches zu schaffen imstande ist. Jetzt wollte er den Herren einmal zeigen, worauf es bei einem Bild eigentlich ankommt.

Gegen mittag sprach er bei dem Herausgeber und Eigentümer des Neuesten Blattes vor, den Winternitz, wahrscheinlich einem journalistischen Brauche folgend, respektwidrig den Alten genannt hatte. Die Redaktion war in einem baufälligen Hause der Wilhelmstraße. Riesenhafte Goldbuchstaben verkündeten es auf der Schauseite den Vorübergehenden. Drinnen aber war es eng, dunkel und schmutzig. Stieg man die Hühnertreppe empor, so kam man in ein dumpfiges Entree, wo ein Druckerbursche, der dort offenbar auf Manuskript wartete, sich die Zeit mit Fliegenfangen vertrieb. Er wies Benno vor eine geschlossene Thüre, deren Klinke nur tastend gefunden werden konnte.

„Der Alte ist dort!“

Benno trat nach schüchternem Klopfen, das kein „Herein!“ weckte, in eine Schreibstube, wo die Redakteure in drangvoller Enge an zwei Pultreihen arbeiteten.

„Herr Salo Pulverstaub?“

Einer der Herren erhob mißmutig den Kopf von seinem Manuskript und deutete schweigend in das Nebenzimmer. Benno folgte dem zarten Wegweiser. Ein wohlbeleibtes Männchen, die Brille auf die Stirn emporgeschoben, die Hände in den Hosentaschen, empfing ihn ungeheuer freundlich, jedoch mit einem lauernden Blick durch dichte weiße Augenbrauen.

„Herr Volkart?“ fragte er, ohne ihn zum Sitzen einzuladen. „Ich höre, Sie sind Ihres Zeichens Maler?“

Der Anfang mißfiel Benno, der sich für bekannt genug hielt. Aber der Alte lächelte dabei so freundlich, daß man es ihm nicht verübeln konnte.

„Ja, ja, Winternitz hat mir von Ihnen gesprochen. Und Sie wollen ihn also vertreten? Schön, schön! Aber worüber wollen Sie denn schreiben?“

„Freund Winternitz meinte, ein orientierender Artikel über die zukünftige akademische Kunstausstellung ...“

„Kunstausstellung?!“ rief Herr Salo Pulverstaub, schmerzlich bewegt. „Das ist auch so ein Vorurteil von Winter! Was machen sich unsere Leser aus der Kunstausstellung? Sehen Sie, Herr Volkmar, ich bin ein einfacher Mann, und an einfache Leute wendet sich auch mein Blatt, und was machen sich einfache Leute von der Kunstausstellung? Wissen Sie nichts Interessanteres? Aber da fällt mir ein, Hindermann & Söhne haben ein neues feines Lämpchen erfunden, und die Firma inseriert bei uns regelmäßig. Ein elektrisches Lämpchen, sehr sinnreich und billig. Glauben Sie mir,

dafür interessieren sich unsere Leser viel mehr als für die Ausstellung. Also schreiben Sie doch lieber über die Lämpchen."

Benno empfand gute Lust, dem Manne eine Grobheit zu sagen, aber dieser hatte eine so demütig freundliche Miene, daß er ihm nochmals verzieh, und dann fiel ihm ja auch die kritische Lage ein, die ihm alle Empfindlichkeit zu vergessen gebot.

Übrigens las der Alte ihm den Verdruß offenbar vom Gesichte, denn er fügte schnell hinzu:

„Nu, nu, nicht empfindlich sein! Ich meinte nur. Aber so sind sie alle, auch Nitz. Immer große, womöglich wissenschaftliche Kritik, aus der sich unsere einfachen Leute ja doch nichts machen."

Benno versuchte, ihm auseinander zu setzen, wie er sich die Kunstberichterstattung dachte, nicht bloß ästhetisierend, sondern auf die Absichten der Künstler eingehend und das allgemeine Kunstverständnis der Menge fördernd.

„Ach, Sie meinen eine Kritik für die Herren Künstler? Nein, das paßt nicht für unser populäres Blatt. Auch abonnieren die Herren Maler ja doch nicht, und inserieren thun Sie noch weniger. Also wozu sollen wir sie zufrieden stellen, was ohnehin ein Ding der Unmöglichkeit ist? Nein, wir sind hier alle Diener des Publikums. In seinem Sinn haben wir zu schreiben. Man abonniert nur auf das Blatt, das unsere Meinung vertritt. Wir bessern und bekehren niemand."

Benno verlor wirklich die Geduld und griff nach seinem Hute.

„Nu nu,“ lächelte der Alte wieder, „es kommt ja auf einen Versuch an. Nur eines möchte ich Ihnen raten, Herr Vollmer: schimpfen Sie! Schimpfen Sie unter allen Umständen. Da lese ich in den Zeitungen das Lob eines gewissen Lenbach. Nu, der Mann mag ja sehr fein malen, aber was kaufe ich mir davor? Wissen Sie was, schreiben Sie einmal gegen ihn. Das ist wieder was neues und imponiert unseren einfachen Leuten.“

Benno erlaubte sich zu bemerken, daß, so viel er wisse, der ständige Referent des Blattes die Lenbach-Ausstellung bereits besprochen habe und zwar mit den höchsten Lobeserhebungen. (Hier lächelte Herr Salo Pulverstaub sehr geringschätzig.) Er könne also nicht gut auf diese Angelegenheit zurückkommen, am wenigsten im gegenteiligen Sinne. (Hier lächelte Herr Salo Pulverstaub abermals, denn er liebte etwas Krakehl in seinem Blatte.) Aber da falle ihm etwas wirklich Sensationelles ein. (Herr Salo Pulverstaub riß erwartungsfroh die Äuglein auf.)

„Etwas noch nie Dagewesenes,“ wiederholte Benno, um ihn auf die Folter zu spannen. „Eine Zukunftskritik! Ich werde die Ausstellung beschreiben, die erst in einigen Monaten eröffnet wird, beschreiben, als hätte sie gestern angefangen. Beruhigen Sie sich, ich meine nicht die banalen vorgreifenden Bemerkungen über die Zusammensetzung der Jury und ihre undankbare Arbeit, und auch keinen allgemein gehaltenen Hinweis auf den

zukünftigen Kunstgenuß. Nein, ich bringe eine genaue Aufzählung und Beschreibung der zu erwartenden Bilder und eine scharfe Kritik derselben."

„Herr Volkmann," rief Salo Pulverstaub strahlend, „das wäre so was! Aber wie fangen Sie's an?"

„Ganz einfach, ich besuche die Berliner Maler in ihren Ateliers unter irgend einem Vorwand und kritisiere ihnen das Bild von der Staffelei weg."

Es fehlte nicht viel, und Salo Pulverstaub wäre ihm um den Hals gefallen.

„Herrlich, herrlich!" rief er, „aber vergessen Sie das eine nicht: schimpfen Sie. Und wenn Sie denn doch etwas loben, so mag es den feinen Goldrahmen der Bilder gelten. Natürlich mit genauer Nennung der Firmen. Die Vergolder inserieren meist bei uns. Die es nicht thun, fordert man zum Annoncieren auf. Parieren sie nicht, so werden sie totgeschwiegen oder heruntergerissen. Ja, das ist was für unsere einfachen Leute! Aber nun schnell ans Werk, Herr ... wie heißen Sie doch?"

„Volkart."

Salo Pulverstaub bot ihm sogar einen Vorschuß an, um seinen Eifer zu verdoppeln, und beim Abschiede drückte er ihm mit dem freundlichsten Lächeln die Hand.

„Also nochmals, Herr Vollmayer, schimpfen Sie!" rief er ihm noch auf der Treppe zu. „Und dann überlegen Sie sich's doch mal mit den neuen Lämpchen. Vielleicht als witzige Schlußbemerkung. Das lieben unsere einfachen Leute."

Noch am nämlichen Tage besuchte Benno unter der Maske eines teilnehmenden Kollegen die hauptsächlichsten Vertreter der Berliner Kunst, holte sie über ihre neuesten Arbeiten aus und besah sich dieselben, sofern sie noch im Atelier standen. Waren sie schon abgeliefert, so erinnerte er sich mit seinem scharfen Gedächtnisse der Beschreibung und Kritik, die ihm Pägelow gegeben hatte. Dann eilte er nach Haus und schrieb bis in die Nacht hinein an seinem ersten Kunstbericht. Er ging ihm merkwürdig leicht von der Feder. Welcher Unterschied zwischen dieser schnellen Arbeit und der monatelangen Pinselei, die sein kleinstes Bild erforderte!

Der Probeartikel gefiel dem Alten. Nur eines wünschte er gestrichen. Benno hatte einmal Tizian genannt.

„Der ist ja schon so lange tot!“ sagte Herr Salo Pulverstaub. „Wozu sollen wir Reklame für ihn machen?“

Die Zukunftskritik erregte Aufsehen. In allen Kaffeehäusern und Ateliers sprach man von dem kecken Bericht über eine Ausstellung, die noch gar nicht existierte. Benno hatte nur „Junius“ unterschrieben, und das war dem Alten recht, denn er liebte entweder ganz berühmte Namen oder die pikante Pseudonymität. Er ließ gleich in der ganzen Stadt aussprengen, daß der Verfasser eine hochstehende Persönlichkeit bei Hofe sei. Kurz, alle Welt war intrigiert und empört, besonders die angegriffenen Künstler. Einige Zeitungen

brachten entrüstete Gegenkritiken und nannten diese Besprechung zum großen Teile noch unvollendeter Gemälde eine Taktlosigkeit und Roheit. Der Recensent eines großen Blattes eröffnete sogar eine Polemik gegen Winternitz, denn er vermutete, daß der gewöhnliche Berichterstatter des „Neuesten“ hinter dem Junius stecke.

Ein verzweifelter Brief aus Schlesien beschwor Benno hoch und teuer, von seiner kompromittierenden Weise abzustehen oder die Maske fallen zu lassen und die Sache mit seinem Namen zu vertreten.

Benno zeigte den Brief dem Alten.

„Nitz war von jeher furchtsam,“ bemerkte der Chef. „Schimpfen Sie nur weiter.“

Am folgenden Tage lieferte Benno sein zweites Manuskript ab, worin er andere zukünftige Beschickungen der „Akademischen“ aufs Korn nahm.

Abermals großer Lärm. Der Nummernverkauf des Neuesten Blattes in den Straßen und Bahnhöfen stieg und mit ihm die Entrüstung der angegriffenen Künstler und ihres Anhangs. Wer steckte doch hinter dem Schnüffler, der die Schwächen ihrer noch geheim gehaltenen Kunstwerke so scharf erkannte und in alle Welt hinausschrie? Nur ein Kollege konnte das sein, meinten die einen, während die anderen auf irgend eine gehässige Kunstschreiberseele wetteten. Benno wußte geschickt durch allerhand Eulenspiegeleien den Verdacht abzulenken, so z. B. indem er seinen Freund und Lehrer Stocker maßlos herunterriß.

Winternitz war über Bennos Vorgehen außer sich.

Er schickte einen Offenen Brief an die Redaktion und wehrte die Verfasserschaft jener Brandartikel von sich ab. Der Alte verweigerte die Aufnahme, und der Brief erschien in einem Konkurrenzblatt.

Salo Pulverstaub bewilligte seinem schneidigen Berichterstatter einen namhaften Vorschuß, wodurch die Pfändung und Exmission verhindert wurde. Der dritte Artikel entstand im Redaktionsbureau, als gerade Winternitz erschien. Da er den Frieden liebte und jedem Eklat aus dem Wege gehen wollte, so wandte er sich gleich an den Alten, der ihn freundlicher als je empfing. Als aber der Redakteur seine Verwunderung darüber aussprach, daß Volkart an seinem Platz arbeite, da lautete die freundliche Antwort:

„Er wird auch ferner dort bleiben. Wenn es Ihnen nicht paßt, brauchen Sie einfach nicht wieder zu kommen.“

Winternitz sah, was die Uhr geschlagen, und wollte gehen. Da erfaßte wieder sein bestes menschliches Rühren das Herz des Alten.

„Nitz“, sagte er strahlend vor Güte, „wissen Sie was, Nitzchen? Schreiben Sie ein Artikelchen über Hindermann und seine neuen Lämpchen!“

Und der arme Teufel, der Vater mehrerer Kinder war und an seiner Stellung hing, blieb wirklich und schrieb die verlangte Lohnarbeit. So kam er wenigstens nicht ganz um sein Brot. Doch schon aus Rache dafür, daß der unzarte Benno ihn so rücksichtslos verdrängt hatte, plauderte er überall das Geheimnis aus, wer eigentlich hinter dem „Junius“ verborgen sei.

Ein Schrei der Entrüstung ging durch die ganze Künstlerschaft. An den geselligen Abenden des Vereins, in der Akademie, in den Ateliers, überall war die Rede von dem frechen Maler-Kritiker. Man sagte sich von ihm los und sprach ihm den Ehrennamen eines Künstlers ab. Boshafte Herren wünschten freilich dem heiligen Lukas Glück dazu, daß er einen talentlosen Jünger weniger zähle, und die heißblütigen riefen die bekannte Einladung: Schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Recensent! Das alles freilich nur, wenn ihrer mehrere beisammen waren. Begegnete der Geächtete einem Künstler einzeln, so grüßte ihn dieser so liebenswürdig wie immer und wünschte ihm wohl gar zu seiner glorreichen Umsattelung Glück. Ja, das sei die wahre, die schöpferische Kritik!

Nur der alte Stocker, der mit den Kollegen gar nicht verkehrte und sein Atelier selten verließ, hatte keine Ahnung, daß sein ehemaliger Schüler der Verfasser jener Artikel sei, die so überraschend seine eigene Meinung aussprachen.

„Endlich einmal ein Recensent, der auch vom Technischen etwas versteht! Ich teile ganz seine Ansichten, zumal die über meine Bilder. Es ist, als ob er mir die Worte aus dem Munde nehmen würde. Wer mag wohl dieser Junius sein?"

In diesen Tagen fiel ihm übrigens ein, daß Benno schon so lange weggeblieben war, was seine guten Gründe hatte, denn dieser vermutete in dem Alten einen Mitwisser des öffentlichen Geheimnisses und fürchtete seinen

Zorn. Stocker erkundigte sich bei Donna Grazia nach dem „Schlingel", doch wußte sie keine Auskunft zu geben; Magda habe ihr neulich bloß erzählt, daß die Mutter zu dem Sohne geflohen und vom reuigen Vater zurückgeholt worden sei.

Er ließ sich Bennos Adresse geben und ging an einem der nächsten Tage nach der Brückenallee.

Er traf den Schüler nicht vor der Staffelei sondern am Schreibtisch, doch fiel ihm dies beim Eintritte noch nicht auf, weil seine Aufmerksamkeit von der glänzenden Einrichtung abgelenkt wurde. Er riß seine Augen auf und blieb sich umblickend an der Thüre stehen.

„Stil, was?" fragte ihn Benno, von seinem Sitz aufspringend.

„Wenigstens Stile," war die Antwort. „Da huldigte ich immer der altväterischen Meinung, daß das Schönste in einem Atelier die Bilder sein sollten, die darin gemalt werden, aber Sie verstehen das besser. In einer solchen Umgebung wagt man es gar nicht, Ihnen ein schäbiges Honorar anzubieten."

Benno hatte sich zwar mit dem Rücken an den Schreibtisch gestellt, um seine Manuskriptblätter zu verdecken, aber Stocker spürte sie doch auf.

„Ei, was schreiben Sie da?"

Er gestand ihm sofort, daß er wieder einen Bericht für das Neueste Blatt verfasse.

„Also Sie sind Junius?!"

Benno senkte den Kopf.

„Jetzt verstehe ich, warum Junius so sehr meine

Meinung ausspricht. Aber es ist recht, daß einmal jemand den Mut und das Talent hat, in die Welt hinauszuschreiben, was ich seit dreißig Jahren hinausschreie. Wen's juckt, der kratze sich. Unsere Kunst ist krank. Unsere Berliner Schule leidet an der geschäftsmäßigen Bilderfabrikation. Die Thoren! Auch sie werden einsehen wie ich, daß auf diese Art nur Geld, aber kein Ruhm zu holen ist. Die Bilder, von denen wir leben, sie leben nicht. Ich schenke Dir das."

Mit einer prächtigen Naivetät hatte er sein Paradoxon ausgekramt und seinem Widerkäuer wie einen Brocken hingeworfen, aber es lag ein vernichtender Spott in dem Tone, womit er die Brosamen, die von seinem Tische fielen, für wert erachtete, von dem gefürchteten Kritiker aufgehoben zu werden. Er hatte die Unselbständigkeit dieses seines Sprachrohres durchschaut. Es war der mechanische Sprechapparat, in den er jahrelang seine Überzeugungen, seine Liebe und seinen Haß in Sachen der Kunst hineingesprochen. Der Phonograph hatte nichts weiter gethan, als jeden Satz behalten. Jetzt war das Uhrwerk aufgezogen und plapperte der Welt gedankenlos nach, was er gehört und erhorcht hatte.

„Nun aber, Benno," fuhr er fort, „fassen Sie einmal den Stier bei den Hörnern. Greifen Sie die Akademie an. Da liegen die Motten wie im alten Pelz. Klopfen Sie ihn aus oder zünden Sie einfach Ihr Licht an, und die Vögel fliegen blindlings hinein und verbrennen elendiglich."

Damit Benno ihm bis zuletzt Gehör schenken sollte,

hielt er ihn an einem Knopfe seiner Sammtjacke fest und sprach eine ganze Stunde in ihn hinein. Er erörterte die Organisation der Akademie der Künste und ihrer beiden Sektionen, analysierte den Senat und seine Mitglieder, berührte die Frage der Stipendien, Preise, Romreisen und öffentlichen Aufträge, kritisierte die Lehrer und den Lehrplan, erklärte die geringen Fortschritte der Schüler, verglich die ganze Institution mit der Pariser Académie des Beaux-Arts und machte Vorschläge zur Umgestaltung und Besserung der Verhältnisse. Er sprach schnell und voll heiligen Eifers, und seine witzigen Einfälle schüttelte er nur so aus dem Ärmel.

„Eine Hochschule für Malerei ist ein Unsinn!" rief er. „Die Ehrenpflicht des Staates zur Kunstpflege soll nicht das Recht auf Arbeit für die Künstler sein. Der Staat soll nur da eingreifen, wo durch Privatmittel ein großer Zweck nicht zu erreichen ist. Statt dessen züchtet er staatsmäßig sagen wir: Künstler, und wenn sie die Anfangsgründe ihres Handwerks wissen, läßt er sie laufen, ohne sich weiter um sie zu kümmern, höchstens daß er den einen oder anderen zum Professor ernennt. Und dann was sollen all die kunstgelehrten Bureaukraten, die über wichtige Kunstfragen entscheiden? Also fort mit diesen Kunstbrütöfen! Wem würde es etwa einfallen, eine Akademie zur Bildung von Dichtern zu gründen? Das schenk ich Ihnen!"

Erst jetzt ließ er seinen Zuhörer los, aber der Knopf des Sammtrocks blieb mit ihn seinen Fingern zurück, und er drückte ihm denselben wie ein Trinkgeld in die Hand.

Benno war doch sehr erfreut über den lehrreichen Besuch, der ihm neue Ideen, neue Aufgaben geliefert. Er setzte sich, als der Alte fort war, sogleich hin und machte sich Notizen, die ihm später bei der Ausführung des Artikels zu statten kommen sollten. Er nahm sich jetzt vor, den nützlichen Krakehler häufiger aufzusuchen, und führte seinen Entschluß besonders gerne dann aus, wenn er sich anschickte, wieder einen Juniusbrief loszulassen. Es war merkwürdig, wie befruchtend der abermalige Verkehr mit seinem Lehrer auf ihn wirkte, denn seine Aufsätze erregten immer größeres Aufsehen.

Nach der Akademie kamen im Laufe des Winters die Kunstausstellungen an die Reihe. Auch zu diesen Angriffen hatte ihm Stocker die Waffen geschmiedet. Beinahe Satz für Satz hatte er ihm vorgesprochen, und etwas von der komischen Wut des Alten ging auch in Bennos Prosa über. Er eiferte gegen den ganzen Ausstellungsschwindel, die Medaillenverleihung nach Vorschlägen des akademischen Senats, die Abfassung der Kataloge. Durch diese vom Zufalle zusammengetrommelten Bilderparaden werde der öffentliche Kunstsinn abgestumpft und das Urteil des Publikums verwirrt, woraus sich schon die Abnahme der Kauflust erkläre. Diesen unverschleierten großen Kunstmärkten, wo man nicht genießen, sondern nur naschen und sich den Magen verderben könne, fehle es an Ruhe und Übersichtlichkeit, die Produktion könne sich nicht ernsthaft darauf vorbereiten, und so werde schließlich alles nur Erträgliche und halbwegs Einwandlose, nur das zufällig Fertige

aufgestapelt. Statt Ausstellungen schlage er daher Kunstkabinette vor, welche mit idealer Rücksichtslosigkeit auswählen und nur gute Sachen bieten. Und dann die Zulassungsjury und der alte Sündenbock Hängekommission! Die Juroren seien schon als Menschen allen Beeinflussungen des Zufalls, der Stimmung, der Erschlaffung zugänglich. Ein selbstzufriedenes Mittelgut werde zurückgewiesen, aber wenn nach einem Dutzend erbärmlicher Schwarten ein nur etwas erträglicher Spinat komme, so werde er dankbarst wie eine Erleichterung angenommen. Und endlich die Begleitung von Bier, elektrischer Abendbeleuchtung, Musik und Lotterie! Es sei wie auf dem Theaterzettel der „Johanna von Montfaucon": Das im Stücke vorkommende Lamm wird nach der Vorstellung von dem geehrten Publikum ausgespielt!

„Ich schenke Ihnen das!"

So steckte der alte Maler dem Kritiker ein Licht an, zeigte ihm die richtige Angriffsweise, enthüllte die Blößen seiner Gegner, erklärte ihm technische Schwierigkeiten, erweiterte seinen Blick, schärfte sein Auge, und Benno, so sehr er sich auch bemühte, seine Selbständigkeit ihm gegenüber zu wahren und aus Grundsatz seiner Meinung nicht immer beizupflichten, mußte ihm heimlich doch überall recht geben. Er schrieb dann auch wirklich in seinem Sinne, was Stocker freundlich anerkannte. Offenbar hatte ihm sein Schüler als Künstler nie halb so viel Freude gemacht, wie jetzt als Kunstschriftsteller. Die Tücke des Geschicks wollte auch, wahrscheinlich um Benno zu demütigen, daß er jedesmal,

wenn er seine eigene Meinung vertrat und seinem Lehrer nicht folgte, sich irgend eine Blöße gab. Dann geriet Stocker außer sich.

„Da haben wir's!" rief er. „Das Ei will klüger sein, als die Henne. O wenn ich schreiben könnte!"

Zum Glücke für Benno war seine Schlauheit größer, als seine Eitelkeit und Rechthaberei. Er erniedrigte sich immer mehr zu Stockers Dolmetscher und Sprachrohr. Mit der Zeit verlor er, durch üble Erfahrungen gewitzigt, jedes Vertrauen zu seiner eigenen Meinung und gab einfach die seines Ohrenbläsers wieder. Er fand sich wohl dabei, und sein kritischer Ruhm wuchs von Tag zu Tage. Nach einigen Monaten hatte er sich in der Berliner Kunstkritik eine maßgebende Stellung erworben; seine Rücksichtslosigkeit hatte ihn bei den Künstlern gefürchtet, beim großen Publikum beliebt gemacht. Sogar die einfachen Leute von Salo Pulverstaub schworen auf ihren Kritiker, denn sie konnten sich darauf verlassen, daß er kein schlechtes Bild lobte und eher nach der anderen Seite hin sündigte. „Schimpfen Sie!" war ja bei seiner Zeitung die Parole. Infolge der schneidigen Kunstkritiken stieg die Auflage des Neuesten Blattes, und an einem schönen Vormittage unterbreitete der Chef mit dem menschenfreundlichsten Lächeln seinem Berichterstatter einen Vertrag, wodurch er ihn als ständigen Redakteur gegen festes Gehalt anstellte und seine Beiträge noch obendrein nach der Zeile honorierte.

So wurde aus dem Kunsttreiber ein Kunstschreiber.

VIII.

Ein strenger Nachwinter war hereingebrochen, als eines Morgens, da Benno wieder bei Stocker weilte, um sich inspirieren zu lassen, Donna Grazia atemlos ins Atelier trat und meldete, daß soeben ein Fuhrmann von der Eisenbahn vier Frachtstücke aus Venedig bei ihr abgeladen habe. Das seien ohne Zweifel die angekündigten Bilder ihres Sohnes, die der Professor auf dessen Bitte einrahmen und bei der Ausstellungs-Kommission einreichen solle.

Stockers Aufregung und Ungeduld kannte keine Grenzen mehr. Er ließ Benno stehen und stürmte mit Donna Grazia zu den „ff. Italienerwaren" hinab, um die Kisten zu öffnen. Dem langsamen Michele nahm er Hammer und Stemmeisen weg und führte so wuchtige Schläge, als gelte es einem bösen Feind, der den Zugang zu seinem Liebsten verwehrte. Die Deckel sprangen auf, und aus dem Grunde holte er die großen und kleinen Leinwande heraus. Dann rollte er jedes Stück mit der vereinten Hilfe von Donna Grazia, Benno und Michele auf, ließ das Licht darauf fallen

und wurde nicht müde zu betrachten, zu bewundern, zu seufzen und zu wettern. Und jede Rolle, nachdem sie geprüft, bettete er in seinen Armen wie ein geliebtes Kind, streichelte und glättete sie und tanzte damit in der Stube herum. Die erstaunten Kunden der Donna Grazia hatten noch nie einen so närrischen alten Herrn gesehen.

„O welch ein Künstler!“ rief er einmal übers andere. „Er ist ins Riesenhafte gewachsen. Hier ist die Technik Kunst geworden und alles äußerlich beobachtet und innerlich geschaut. Er malt wirklich, lasiert nicht blos. Und dann die guten, sicheren Farben, pastos, schummrig, flüssig und leuchtkräftig wie ein Stereoskop! Und nirgend das Tasten der Reflexion, sondern überall freudig sichere Kraft und naive Genialität des Vortrags. Und welche Leichtigkeit, welche Fülle!“

Der aufgerollte große Karton zeigte die schwungvolle Komposition einer Grablegung. Christus tot auf seinem Bahrtuch. Der heilige Johannes im Begriffe, den Leib des verehrten Meisters zu salben. Eine alte Frau, im stummem Schmerze versteint, hielt die Salben und Öle. Christi Mutter hatte sich auf die Knie geworfen, aber ihre Gestalt war von derjenigen des Heilands halb verborgen. Man sah nur ihren Arm auf der Brust und ihr blasses Gesicht neben dem hageren Antlitz des Toten. Maria von Magdala, die Sünderin, halb nackt, die Haare aufgelöst, die Füße des Gekreuzigten küssend — alles menschliche Wesen, uns verwandt, mit unseren Gefühlen, unseren Schmerzen, unserer ganzen Menschlichkeit, leidend und weinend.

„Kinder,“ rief Stocker entzückt, „dieser Wunderknabe darf es lächelnd wagen, die Natur auch da in ihrer charakteristischen Erscheinung wiederzugeben, wo sie aus lauter erfreulichen und schönen Einzelheiten zusammengesetzt ist. Ah, Donna Grazia, che pittore!“

Und die glückliche Mutter an beiden Händen fassend, führte er sie vor eine andere Tafel, die in leuchtenden Ölfarben die Amazonenkönigin Penthesilea zeigte, die den von ihr geliebten Achill von ihren Hunden zerreißen läßt. In dem Antlitze des Mannweibes war der Kampf zwischen Haß und Liebe meisterhaft ausgedrückt, weder in akademisch typischer, noch in roh naturalistischer Art, sondern immer in den Grenzen der schönen Wahrheit.

Ein größeres Staffeleibild stellte Magdalena in der Wüste dar, die Hände gekreuzt, die Augen geschlossen, eine dunkle Grotte als Hintergrund, von dem ihr blühendes Fleisch leuchtend sich abhob.

Ein Samaritaner, der sich zu einem Verwundeten niederbeugt, ein mildes, gottverklärtes Greisengesicht gefiel Donna Grazia besonders gut. Sie hielt ihn für einen Heiligen, und Stocker sah mit Rührung, wie sie in ihrer frommen Einfalt die Lippen leise bewegte. Sie betete zu dem Heiligen, dessen Bild ihr Sohn geschaffen!

Dann kam ein ergreifendes Ölgemälde: die Versuchung des heiligen Hieronymus. Der in Reue zerknirschte Heilige hat in der Einsamkeit der Wüste ein Gesicht, das ihn zur Einkehr in sich selber auffordert.

Zu seiner Linken sah man den Heiland, zur Rechten die Musen, auf die Harmonie des Geistigen und Sinnlichen hinweisend.

Hier freute sich Stocker namentlich darüber, daß es nicht gequälte Allegorien, sondern eindringliche Gestalten waren, die ihn packten, noch ehe er ihren Namen und ihren Ursprung suchte. Und je mehr er seine Zufriedenheit austobte, desto stiller wurde Benno. War es bloßer Neid oder das Bedauern, daß er diese erhebende Kunst gegen die unfruchtbare Kritik vertauscht hatte? Donna Grazia sah ihn triumphierend von der Seite an. Ihr war es klar, der imbiso verging vor Neid.

Dann folgte auf zahllose Studien und Skizzen von außerordentlicher Schönheit ein großes Gemälde: Die Hora. Es war das Abendgebet der Franziskaner von Subiaco. Die Terrasse im Abendschatten, die hohe Gestalt des Priors, die im Gebete versunkenen Mönche und der Kerzenglanz vom Altar neben dem verglimmenden Spätrot über den sanft geschwungenen Hügeln in der Ferne . . .

Vor diesem Bilde konnte auch Benno nicht umhin, in Stockers „Bravo!“ einzustimmen. Ja, das war Natur, aber vornehm geschaute Natur. Zur Wahrheit und Einfachheit kam die Weihe der Schönheit. Diese Gestalten hatten Naturlaut. Es war die Schlichtheit mancher scheinbar nur so hingetuschter Köpfe aus Holbeins englischer Periode, aber Stocker fand, daß diese Menschen da mehr Körper hatten. Und dann die ganze

Zweifellosigkeit des Raumes, wie nur einige von den alten Holländern sie kannten!

„Und das alles hat der Herrliche in einem einzigen Jahre gemalt!“ ergänzte der Alte. „Welcher Fleiß oder vielmehr welche göttliche Leichtigkeit! Unsere Bilder sehen daneben gemacht aus. Man merkt ihnen das Malenwollen, das Material an, mit dem sie gepinselt, und die Mühe, womit sie hergestellt sind. Dieses aber sind himmlische Farbenträume. Endlich eine Kunst, die zufrieden und glücklich macht!“

Er zählte die Stücke, aber da stand ja abseits noch eine Rolle, die sie beim Auspacken beiseite gestellt und vergessen hatten.

„Helfen Sie, Benno!“

Sie rollten die Leinwand auf, und ihren Blicken zeigte sich eine schöne Dame in reicher altvenezianischer Tracht, die roten Haare entfesselt. Hier bewunderten die Freunde die Bravour des Pinsels, die unmerkliche Überwindung aller Schwierigkeiten, die schmiegsame und vor nichts zurückschreckende Technik zumal in der malerischen Bewältigung des Rosaseidenkleides, das je nach Hintergrund, Nachbarschaft und Reflex sich in tausend schillernden Tönen und Halbtönen brach. Es war offenbar ein Bildnis nach dem Leben, aber der Ausblick durch das maurische Spitzbogenfenster auf den Canal grande, wo ein Gondolier an seine Barke gelehnt eines Winkes der schönen Dame gewärtig schien, erhob das Porträt in einen romantischen Dämmer, der wahrhaft poetisch gemahnte.

„Der Goldfuchs!“ rief Stocker aus.

„Sie ist also auch in Venedig!“ bemerkte Benno mürrisch. „Da sehen Sie nur, der Gondolier trägt seine Züge.“

„Sprechend ähnlich und doch leise veredelt,“ sagte Stocker, der hier das Geheimnis der Porträtmalerei gelöst fand. Benno aber fühlte eine nagende Wut. Am liebsten hätte er die Leinwand in tausend Stücke reißen mögen, und wer weiß, was er gethan hätte, wenn der Alte nicht gewesen wäre. Doch der hütete seine Schätze mit Argusaugen.

„Das bringen wir alles sogleich zum Vergolder. Kein Tag darf verloren gehen. Und von dort fliegen wir in den Künstlerverein. Den besten Saal müssen sie uns einräumen, sonst haben sie es mit mir zu thun.“

Er ließ sich von Michele Mantel und Hut holen und nahm zwei Riesenrollen unter den Arm. Benno und Michele mußten seinem Beispiele folgen. Fast ohne Abschied von Donna Grazia zu nehmen, keuchte er, den anderen voran, zum nahen Droschkenplatz. Dann bestieg er mit Benno einen Wagen. Michele hob ihnen die übrigen Rollen herein. Die größte stellte der Alte senkrecht zwischen seine Beine und umarmte sie liebevoll.

Bei dem Vergolder, wo einfache Rahmen bestellt wurden, schwelgte er noch einmal im Anblicke der Herrlichkeiten. Dann ging er mit Benno ins Künstlerhaus.

Es war gerade Sitzung, aber er stürmte ohne weiteres in das Zimmer, wo man über den Ruhestörer

sehr ungehalten war. Die Herren um den grünen Tisch lachten ihn aus, als er für seinen Schüler einen eigenen Saal verlangte. Erst müßten doch die Bilder vor die Prüfungskommission; übrigens sei nur noch wenig verfügbarer Raum im Ausstellungspalast.

„Lächerlich, Kinder! Wenn Euch der alte Stocker sagt, daß keiner von uns je so ein Bild fertig bringt, wie sie Wittich gleich dutzendweis aus dem Handgelenke gebürstet hat, so könnt Ihr Euch auf mich verlassen. Ich denke, unser Künstlerverein wird sich die Gelegenheit, endlich einmal wieder mit Ehren in einer Ausstellung vertreten zu sein, nicht entgehen lassen."

Ein Entrüstungssturm erhob sich. Alle sprachen zugleich und schimpften auf den frechen Eindringling. Lange klingelte der Vorsitzende vergeblich um Ruhe. Dann verwies er den ungestümen Fürsprecher mit strengen Worten in seine Schranken. Die Auswahl der Ausstellungsgegenstände sei Sache der ad hoc niedergesetzten und gewissenhaft ihres schweren Amtes waltenden Kommission, überdies sei der Einlieferungstermin morgen abgelaufen, alle Räumlichkeiten seien besetzt, der Katalog im Druck . . ."

„Ich sehe schon," brummte Stocker, „Ihr wollt nicht! Euer Neid läßt es nicht zu. Oder Eure Schlauheit. Ihr fürchtet dieses junge Genie, das wie Veronese gleich fertig zur Welt gekommen. Gut denn, so gehe ich zu einem Kunsthändler, damit Ihr Euch mit Eurer Bilderpferche daneben schämen sollt!"

Wütend die Thür hinter sich ins Schloß werfend,

verließ er den Sitzungssaal, indessen der gesamte Vorstand ob dieser unerhörten Herausforderung von den Stühlen sprang und einen gewaltigen Lärm verursachte, aus dem nur einzelne Worte verständlich waren.

„Unverschämt!“ „Revocieren!“ „Hinaus!“

Im Kneipsaale, von dessen Deckenfries die Bildnisse alter Vereinsmitglieder herabschauten, erwartete ihn Benno, welcher zu seiner Unterhaltung in den dort aufliegenden Zeitungen blätterte. Auch das Neueste Blatt mit seinem letzten Artikel lag dort; der letztere mit Bleistiftstrichen und ironischen Randbemerkungen verziert. „Oho!“ hatte der eine Leser, „Aha!“ der andere geschrieben; einige Heißsporne hatten minder gutmütige Glossen gemacht. Ein bekannter Tiermaler hatte einen schreienden Esel neben die Unterschrift gezeichnet. Offenbar hatte Junius hier zahlreiche Leser. Salo Pulverstaub hatte Recht: abonnieren thun die Herren ja doch nicht.

Stocker teilte dem Freunde das vollständige Scheitern seiner Mission mit.

„O ich weiß, was die Herren eigentlich wollen!“ rief er. „Nicht Franz soll gestraft werden, sondern ich, der Lehrer des Junius. So schlagen sie drei Fliegen mit einer Klappe. Das junge Genie machen sie mundtot, an dem Recensenten kühlen sie ihr Mütchen, und den alten Räsonneur ägern sie zu Tode. Aber wir werden es den Herrschaften ankreiden.“

Er nahm Benno am Arm und zog ihn fort in die Nebensäle, wo er hämische Blicke auf die dort im trüben Lichte des Wintertages hängenden neuen Bilder warf.

Die kleine Ausstellung, die letzte im Künstlerverein vor der großen „Akademischen“, sollte erst in zwei Wochen geschlossen werden, aber nicht ein Besucher weilte in den unwirtlichen Räumen.

„Über allen Gipfeln ist Ruh!“ rief der Alte höhnisch. „Wofür sollte man sich aber auch her bemühen? Um die ewig gleichen Wändehüter zu sehen, das Kaleidoskop von entliehenen Motiven, die immer neu gewendet werden, oder gar die bekannte Sauce, mit dem Borstenpinsel vertrieben? Da fällt uns ja gleich das neue Bild unseres allverehrten Präsidenten ins Auge! Natürlich die Schlußscene eines Sensationsstückes aus Alt-Venedig . . .

Othello war ein schwarzer Mohr,
Was kann der Präsident davor?

Sogenanntes Historienbild, ist aber ein bloßes Stillleben von Sammt und Seide. In seiner Vorliebe für alles Kostüm vergißt er über den Kleidern die Menschen, die darin stecken. Man denkt dabei an die lendenlahme Gliedergruppe und all die schönen Waffen und Nippsachen, die er doch hat mit anbringen wollen. — Hut ab vor Herrn von Bewitz! Der liebt nur die Kunst, bei der sich etwas denken läßt, und hat uns immer viel zu sagen und nichts zu zeigen. Es sind weniger malerische als poetische Ideale, das Publikum mag sich den Text dazu selber dichten, aber läßt es lieber bleiben. Helden einer Dichtung, statt Menschen der Schöpfung. Der Herr Professor leidet manchmal an Kongestionen, und die hält er für Gedanken. — Sein Nachbar zur

Linken, Professor Meise, liefert grausam vergrößerte Illustrationen zu einem Lehrbuch der Weltgeschichte. Sein Kolorit hat die Bleichsucht, seine Komposition haucht Frost aus. Ein Bild ohne Bildwirkung. Bühnenhelden voll fader Rhetorik. Wenn die Dinger leben sollten! — Odo von Bohnstädt schraubt sich wieder einmal in die Empfindungsweise Memlings zurück. Gemachte mittelalterliche Naivetät, Forschung statt Anschauung, Renaissance aus der Konservebüchse. — Sie, Herr Nathan Piefker, sind ein Tendenzmaler, und Ihre Bilder sind Pamphlete. Sie wollen bloß den Philister verblüffen, schon durch Schreckpopanze und schauderhafte Unglücksfälle. Auch hier wieder. Diese Kindsmörderin, die ihr armes Wurm im Misthaufen erstickt, ist eine Quälerei in Farben. Um dem Süßlichen zu entgehen, verliert er sich im Häßlichen, — das viel leichter ist, und findet dabei seine Rechnung. — Himbeer mit Schlagsahne liefert abermalen heuer der Zuckerbäcker Justus Körner der jüngere. Bald malt er eine Mutter mit Kind, bald ein Kind ohne Mutter. Diesmal aber ist es ganz was neues. „Die kleinen Gratulanten", „Das Nachmittagsschläfchen", „Der in Gedanken stehen gebliebene Regenschirm". Man hält sich den Bauch vor Lachen — über den Maler. — Grävenitz liebt das sentimentale Genre. „Herbstgedanken", „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen". Langgeratene schlanke Mägdelein mit dem ewigen schönen Frauenkopf. Warum malt er nicht das wahre, gesunde Leben unseres Volkes, die reine Menschlichkeit, die unser Herz trifft? — Gott, welcher Wellenschlag, Herr Pasemann! Wie im Theater,

wenn die Jungens unter dem blauen Tuch Haschen spielen. — Hier aber Professor von Mühler, das Komponiergenie, malt nur amtliche Haupt- und Staatsaktionen, militärisch-dynastische Paradebilder, Polizeierlasse und Requisiteninventare. Dabei arbeitet er mit Spachtel und Fingernägeln und hat Recht! Welches Vorurteil aber auch, mit dem Pinsel malen zu wollen! — Das hat Herr Timpe, der große Eindrucksfanatiker, noch besser verstanden. Ein Fapresto auf Aktien. Seine Farbenklecksereien sind mit der Pistole auf die Leinwand geschossen. In seinem Strandbild ist viel Luft, der reine Zug, man holt sich den Schnupfen. Hatsi! — Herr Schlichtegroll versucht Gottes Ebenbildern nachzustümpern. Er ist ein vornehmer Maler, der nur vornehm und Vornehme malt, aristokratische Auffassung, affektierte Höfischkeit. Er hat von den Franzosen nichts gelernt als ihr Gesehenseinwollen. Me voilà! — Dann ein halbes Dutzend Schlachtenmaler, denn unsere Kunst hat noch nicht abgerüstet. Hier ein Salat, der vom 13. Husarenregiment handelt. Alles militärtauglich, die Achselklappen stimmen, und unsere Jungens schlagen sich wie die Teufel. — Und mitten unter dieser Janitscharenmusik der Kunst Nutschewski, der Liebling unserer Backfische, der elegante Maler unserer schneidermäßigen Vorurteile! Farbendruckprämien für Modezeitungen, langweilig, aber mit den neuesten Toiletten und die Frisur nach dem „Bazar“. Diese Kunst wird dauern, so lange die betreffende Mode dauert. — Herr Hildesohn aber verdankt unser Wohlgefallen nicht seiner Palette, sondern nur den schönen

Gegenden, die er malt. Auf der ganzen Erde sucht er die unfaßbarsten und farbenglühendsten Herrlichkeiten, die Natursehenswürdigkeit des Touristen, nicht den schlichten Reiz stiller Winkel. — Auch Freudenberg malt noch immer seine Blumen-, Frucht- und Dornenstücke. Seine Krebse sehen aus, als wären sie nicht nur in Öl gemalt, sondern auch in Öl gesotten. Aber malt nur so weiter, Ihr Herren Realisten! Die Farbenphotographie, die man doch noch einmal erfindet, wird Euch totschlagen!"

Auf seinem Rundgang hielt er plötzlich vor einem kleinen historischen Genrebilde.

„Benno, diese Stiefeln sollt ich doch kennen! Weiß Gott, das sind ja Ihre Puritaner, die Sie Pägelow geschenkt haben. Ah, jetzt verstehe ich, er vermietet sie, und so wandern sie von Atelier zu Atelier. Sehen Sie, dort sind sie wieder, aber ein Hussit steckt darin, und auch Kollege Neuberg hat sie sich geliehen für seinen sterbenden braven Soldaten Valentin. O die spuken noch in zehn Jahren in unserer Kunst! Ich bewundere die Gediegenheit der Technik und den Mut der Stiefeln."

So streute der zornige Stocker den Pfeffer seiner sarkastischen Laune über alle Vertreter der heimischen Kunst. Mit einem giftigen Wortspiele that er die beliebtesten Modemaler ab, mit einem Zuge riß er all den falschen Götzen und eingeschmuggelten Berühmtheiten die Maske ab. Man hätte sich vor einer Jahrmarktsbude glauben können, wo die Köpfe der Puppen schon heruntergeschossen sind. In dieser Massenenthauptung machte der wütende Maler seinem heiligen Zorne Luft.

Ehe sie aus den Sälen traten, blieb er hohnlachend vor einem kleinen Bilde stehen, das eine niedliche Kinderscene darstellte. Sein eigener Name stand darunter mit der Tafel: „Verkauft“.

„Das aber,“ sagte er grimmig, „das ist doch der Schlimmste von allen. Ein Sklave seiner Familie und des Publikums, hat er sich entmannt und erniedrigt, um leben zu können. Und diese Süßholzraspelei ist natürlich verkauft! Glauben Sie mir, Benno, von allen ist dieser der Verächtlichste, denn Gott hat ihm Talent gegeben, und er verpfuscht es, um das tägliche Futter für seine Nestlinge zu erlangen. Aber was ich gesündigt, mein Schüler wird es gut machen. Was ich gewollt, er wird es vollbringen. Ich bin ein Lieferant von gemalter Leinwand geworden, statt ein Künstler zu bleiben, aber die Nachwelt wird wenigstens das Eine von mir rühmen: er war Wittichs Lehrer!“

IX.

In dem mit persischen Teppichen und tropischen Pflanzen geschmückten Kunstsalon von Sam Myer drängte sich das vornehme Publikum der Privatbesichtigungen. Am Eingange saß an einem Tisch ein hübsches Mädchen in rotem Sammtkleid und überreichte jedem Besucher, der die violette Einladungskarte vorwies, den Katalog. Er war auf duftiges Büttenpapier gedruckt und enthielt nur wenige Blätter. Den Rosa-Umschlag zierte eine alte Renaissanceborte nach Schäuffelin. Oben war der Berliner Bär abgebildet, der das Monogramm Myers in einem Schilde zwischen seinen Tatzen hielt. Darunter stand: Ars mihi lex, Myers Wahlspruch, der seinen mißgünstigen Konkurrenten zu manchem blöden Wortspiele Veranlassung bot. Der Titel lautete:

Sam Myer's Kunstsalon.

Franz Wittich-Sonderausstellung.

Ölgemälde, Kartons, Aquarellen, Bleistiftskizzen, Kohlenzeichnungen.

Samuel Meyer hatte lange Jahre in Newyork als Kunsthändler gelebt, war amerikanischer Staatsbürger

und reich geworden und pflegte sich das e in seinem Namen zu schenken. Erst seit wenigen Jahren in seiner Vaterstadt niedergelassen, hatte er es schnell verstanden, sich das deutsche Kunstschaffen botmäßig zu machen. Seine Verbindungen reichten über München, Wien und Düsseldorf bis London, Paris und Newyork, wo er überall Filialen besaß, und seine besten Kunden waren die reichen Yankees, die sich eine Gemäldesammlung anlegten und zu diesem Zwecke fast alljährlich nach Europa reisten. Er war ein gewandter Vermittler zwischen Nachfrage und Angebot, wobei er weniger nach den Interessen der Kunst fragte, als dem Ungeschmack und mangelhaften Verständnisse seiner Kunden schmeichelte, wofern nur das Geld im Kasten sprang. Er gehörte zu dem internationalen Ringe von Bilderhändlern, die den Kunstschacher monopolisieren, den Museen gefälschte Bilder anhängen, große Auktionen ins Werk setzen und sensationelle Riesengemälde durch beide Welten spazieren führen. Übrigens besaß er eine große Geschäftskenntnis, war in der Kunstgeschichte wohl bewandert und beschämte durch seinen Spürsinn manchen Monogrammenschnüffler und Bilderkäufer. Er kannte die Signaturen aller Meister und pflegte alte Bilder durch bloßes Überfahren mit der flachen Hand zu prüfen; auf solche Weise hatte er manchen Rembrandt mit geschlossenen Augen als echt oder falsch erkannt.

„Mein Geschäftsprinzip ist die Unterstützung junger Talente,“ pflegte er zu sagen. „Ich will mit den sogenannten »Namen« nichts zu thun haben. Die mögen

ruhig die offiziellen Ausstellungen beschicken, ich rechne nicht mit ihnen. Darum habe ich mich auch von vorneherein zur Akademie in einen Gegensatz gestellt. Wer dort verkannt und abgewiesen wird, trotzdem er der Welt etwas zu zeigen hat, findet bei mir Aufnahme. Ich weiß wohl, daß die Zünftigen darüber spötteln und von einem Salon der Zurückgewiesenen reden. Well, ich bin stolz darauf, daß ich so manches Talent unterstützt, gefördert, zur Anerkennung gebracht und die Herren von der Akademie beschämt und in ihrem Dünkel bestraft habe."

Noch mehr bildete er sich auf seine schriftstellerische Ader ein, die er denn auch in den Wittich-Katalog geleitet hatte. Die Vorrede, die einen kurzen Überblick über die bisherige künstlerische Entwicklung des jungen Malers nebst biographischen Notizen enthielt, die Stocker oder Benno geliefert hatten, stammte aus seiner Feder. Er liebte den blumenreichen, mit kaufmännischen Ausdrücken versetzten Stil, die imponierende Sicherheit in der Lösung heikler ästhetischer Fragen und das Hervordrängen seiner ohne Zweifel verdienstvollen Person. Auch diesmal begann er mit seinem souveränen Ich. „Ich habe mich entschlossen, einen genial veranlagten Anfänger durch diese Sonderausstellung auch in weiteren Kreisen zur verdienten Anerkennung zu bringen und habe ich" . . . In dieser Art ging es weiter. Noch bedenklicher waren die Anpreisungen, welche jede einzelne Nummer begleiteten. Stocker hatte vergeblich vor dem unvorsichtigen dithyrambischen Ton, der den Bildern nur schaden mußte, gewarnt, aber Myer war zu eitel, um eine seiner feinen und geist-

reichen Wendungen zu opfern. Komisch war es übrigens, daß der Geschäftsmann auch mitten in seinen kunstwissenschaftlichen Versuchen zu Worte kam. Die Vorrede schloß diesmal mit einer poetisch gemeinten Parabel und einem Hinweis auf das reiche Lager italienischer Faiencen, Bronzen und Goldrahmen, die Myer ebenfalls aus Italien bezog, „der ehrwürdigen Wiege unserer Kunst, aus welcher auch unser jugendlicher Meister Franz Wittich seine herrlichsten Anregungen geholt hat."

An seinem heutigen Ehrentage hatte Sam Myer seinen mit dem Ernestinischen Hausorden gezierten Frack angezogen. Seine schwarzen Haare waren sorgfältig vom Hinterkopf aus über die fettige Glatze gestrichen; jedes einzelne Haar schien nummeriert und bei dieser Anleihe eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Der gelbe Teint glänzte, als wäre das Gesicht zugleich mit Wittichs Bildern vom Firniß getränkt worden. Dem majestätischen Buge der kräftigen Nase war das Bewußtsein seiner Bedeutung für die Kunst der Gegenwart aufgeprägt, und seinen breiten Mund mit dem tadellosen Gebiß umschwebte ein süßliches Lächeln, das noch einen Schimmer der Freude auf die kleinen grauen Augen zu werfen vermochte. Er bildete sich offenbar viel auf seine Begönnerung des jugendlichen Meisters ein, den er als sein Geschöpf, seine Sache zu betrachten anfing.

Er hielt sich immer möglichst in der Nähe des Eingangs auf, um jeden Bekannten gleich an der Thüre willkommen zu heißen. Sein Stolz war der ausgebreitete Kreis vornehmer Kunden, einflußreicher Gönner und

talentvoller Schützlinge, sowie sein gutes Gedächtnis, das ihm auch den obscursten Journalisten mit dem Namen anzureden gestattete. „Ich danke für die Ehre!“ mit diesen Worten begrüßte er seine Gäste und verabschiedete er sich von ihnen. Den maßgebenden Kritikern schob er seinen Arm unter den Elbogen und führte sie vor die „Schlager“ seiner Ausstellung, den Vertretern weniger bedeutender Blätter klopfte er vertraulich auf die Schulter, vor den hohen Herrschaften erstarb er in Demut, und den Damen überreichte er schon an der Thüre seinen Katalog.

In den zwei nach der Straße belegenen hohen Zimmern waren die Zeichnungen und Aquarellen aufgehängt. Doch hielt sich die Menge nicht lange vor diesen Studienblättern auf, sondern drängte nach dem Oberlichtsaal im ersten Stocke, zu dem eine orientalisch drapierte Wendeltreppe führte. Dort in dem weiten, hellen Raum hingen der Karton der Grablegung und die Ölgemälde, auch die noch vor seiner Italienfahrt gemalten „Najaden“, welche Myer durch Stockers Vermittelung vor einigen Monaten von Donna Grazia gekauft hatte.

Vor diesen Hauptbildern staute sich der Strom der Beschauer. Wie hypnotisiert, doch mehr vom Glanze der Goldrahmen als vom Farbenzauber der Bilder, blieb das Publikum zumal vor der „Hora“, „Penthesilea“ und der „Desdemona“ stehen, wie Myer die hochblonde Venezianerin getauft hatte, und übte sich, die Nasen in der Luft, im Erraten des gemalten Gegenstandes oder behorchte die laut ihre Bemerkungen austauschenden Jour-

nalisten, welche sich oft ein Vergnügen daraus machten, die Lauscher zum besten zu halten. Viele blieben einfach vor den Tafeln stehen, vor denen sich die meisten Beschauer sammelten. Andere suchten persönliche Beziehungen heraus, und namentlich die Damen interessierten sich für die „Desdemona", in der man gleich das Bildnis der Baronin Ruben erkannte, was manch boshaftes Gerede veranlaßte. Unter den Herren und Damen der Gesellschaft bewegten sich auch einige Künstler, die an ihren langen Haaren und weichen Hüten zu erkennen waren; sie prüften die Bilder ihres jungen Kollegen mit sehr gemischten Empfindungen und rechneten behaglich nach, wie viele Verzeichnungen auf den dort befindlichen Gliedmaßen zu entdecken seien. Inmitten dieses kritisch aufgelegten Publikums hatte Myer mit seiner etwas eigennützigen Bewunderung einen schweren Stand, und seine Aufgabe, die Begeisterung zu schüren und etwa aufflackernde Bedenken und Ausstellungen im Keime zu ersticken, war weder leicht noch beneidenswert. Als er bemerkte, daß die einflußreichsten Kunstberichterstatter vor den Hauptbildern versammelt waren, ahnte er, daß der entscheidende Augenblick, der über den Ruhm seines Schützlings entschied, gekommen sei. Von nun an war er aus der kritischen Gruppe gar nicht mehr zu entfernen.

„Meine Herren," rief er nach links und nach rechts, „was sagen Sie zu diesem Samaritaner? Ist es möglich, einen menschlichen Vorgang menschlich wahrer darzustellen? Hier ist ein geborener Maler! dieser Ausruf

drängt sich jedem Beschauer von selbst auf, wie ich schon im Katalog mir zu bemerken erlaubte. Bitte, einen Momang!“ Er nahm dem gefürchteten Kritiker der Spenerschen Zeitung, Dr. Moufang, das Büchlein aus der Hand, um es ihm „zu größerer Bequemlichkeit“ aufzuschlagen, und drückte es umgekniffen wieder in seine Hand. Die aufgeschlagene Seite enthielt den Anfang der Vorrede.

Aber bei diesem gewissermaßen offiziellen Reporter, nach dessen Urteil die Nationalgallerie ihre Bilder kaufte, machte er mit seiner Begeisterung nicht viel Glück, denn der alte Herr war ein Cornelianer und hatte gegen die Koloristen ästhetische, moralische, technische und andere Bedenken. Ein Apostel der „erstgeborenen und souveränen Schwester der Kunst“, der Ästhetik, liebte er nur die gedankenvollen Bilder, die einen Kommentar brauchen und über die man Abhandlungen schreiben kann. Er stand eine Weile ratlos vor diesen Werken, erhob dann aber mit einemmale sein greisenhaftes, glattrasiertes Gesicht, in dem zwei große Brillengläser funkelten, und begann zu orakeln. Kein Zweifel, er hatte das ewige Gesetz der Ästhetik gefunden, vermittelst dessen diese sämtlichen Farbenfrevel verdammt werden konnten.

„Mehr Kolorist, als eigentlich Maler,“ verbesserte er mit siegesgewissem Lächeln den Kunsthändler. „Sie wissen ja, daß für meinen Geschmack die Farbe gerade gut genug ist, um Abwechselung, Übersicht und Klarheit in eine Komposition zu bringen. Hier aber haben wir die absolute Farbe wie bei Wagner das souveräne

Orchester. Nichts als Farbe auf Kosten der idealen Form der Linie, des rhythmischen Aufbaues, der plastischen Durchbildung, der Natur und Wahrheit. Diese Bilder sind alle zu sehr mit Farbe gemalt, die als Stoff auftritt. Eine schöne Linie ist mir aber lieber als ein solches Farbengetöse. Sogar Rafael ist bescheiden im Kolorit, um die Klarheit seiner Formen nicht zu beeinträchtigen. Kurz, das ist alles dekorativ, wendet sich nur an unser Auge, ein roher Appell an das sinnliche Wohlgefallen."

Er hätte noch eine geraume Weile so weiter docirt, aber Myer führte ihn, ohne ein Wort zu erwidern, sachte vor den Karton der Grablegung, wo sich seine Miene sofort aufheiterte. Ja, das war doch die ganze Poesie der in prachtvollem Schwunge dahinrollenden Linie, die seine ästhetische Nachtruhe nicht zu stören vermochte. Kein Zweifel, wenn der junge und höchst talentvolle Mann der Farbe entsagte, so konnte er noch ein zweiter Cornelius oder Genelli werden. Hoffentlich werde es ihm niemals vergönnt sein, diesen Karton, wo die reinen Formen wohnen, in Farben auszuführen und somit zu verderben.

Der Referent der „Tribüne", Dr. Juratschek, der Berühmtheiten schuf und die Hausse und Baisse eines Bildes auf dem Kunstmarkte bestimmte, ging ebenfalls, seinen zusammengeknüllten Katalog unter dem Arme, von Bild zu Bild. Er war ein Kirchturmästhetiker, der nur die nationale Kunst, die Schilderung deutschen Landes und Volkes gelten ließ und alles Fremde abwies.

„Wie schade," sagte er zu Myer, „daß dieser Wittich

in Italien war! Er hat vorher besser gemalt oder wenigstens deutscher. Wozu schickt man aber auch unsere jungen Künstler nach Rom, wo sie nur ihrer Nation entfremdet werden? Denken Sie doch an Cornelius, Veit, Carsten, Mengs und alle die anderen. Nach Nürnberg, ins Germanische Museum sollten sie. Dort finden sie noch die deutsche Kunst, die in unserem Boden wurzelt. Und dann sind mir auch die Menschen auf diesem Karton in ihrer Geberdensprache zu aufgeregt, zu feurig, zu theatralisch. Der Deutsche prägt seine Stimmung und Leidenschaft fast nur in den Gesichtszügen aus; bloß bei der jüdischen Rasse, die ja auch unsere besten Schauspieler liefert, ist die Mimik südlich ausgebildet. Lionardos Abendmahl erscheint uns deswegen auch hohl und unglaubwürdig. Diese geschwätzigen Mienen und beredten Hände verstehen wir nicht. Kurz, eine hochtrabende, vaterlandslose statt volkstümliche Kunst."

„Sie haben wie immer recht, Doktor," entgegnete Myer verbindlich, „aber dieser schroffe Kontur, diese fast nüchtern strenge Linie, die harte unerbittliche Charakteristik der Köpfe, die überzeugende Kraft und Notwendigkeit dieser Gestalten sind doch echt deutsch. Und Wittich ist ja nur ein halber Italiener von Geburt. Sein Vater war ein echter Berliner von derb brandenburgischem Schrot und Korn. Und Franz Wittich ist auch ein guter Deutscher, deutsch wie sein Name — und Reservelieutenant!"

Das versöhnte den Kritiker offenbar mit dieser Malerei, die ihm von jetzt an besser gefiel.

Den eleganten Professor Politzer, Redakteur der „Wage", umgab ein Hof von Herren und Damen, die ihm von Bild zu Bild folgten, so wie in der Klinik die Assistenten dem dirigierenden Arzte von Bett zu Bett das Geleite geben. Man flüsterte sich seinen Namen zu, und die anwesenden Maler grüßten ihn so tief wie möglich. Er war ein eifriger Anhänger der Polychromie und hätte am liebsten alle die farbenkeuschen Marmorbilder anstreichen lassen; da er aber zugleich die realistische Malerei begönnerte, so berührte ihn Wittichs idealer Flug unangenehm. Doch geruhte er dessen außerordentliches „Farbenvermögen" zu loben.

„Er hat den Rubens auf der Palette!" sagte er herzlich. „Aber welche Gegenstände malt unser junger Freund! Allegorien, Heilige, blutleere, seelenlose griechische Götter und Helden, poetische Intuitionen statt der Thatsächlichkeit der Dinge. Und doch vermag der Künstler nur Gesehenes mit Erfolg zu schildern! An überirdische Erscheinungen, an das Puttengepurzel und die ganze heilige Maskerade glauben wir schon lange nicht mehr. Und uns modernen Menschen will er Engel vormalen! Hat er vielleicht einen gesehen? Ich nicht."

Sein Hofstaat lachte herzlich über die scherzhafte Bemerkung und wurde erst wieder andächtig, als der Kritiker vor der „Hora" hielt, ganz überwältigt von ihrer stillen Größe.

Unversöhnlich war nur der jugendliche Julius Löwengard von der Montagszeitung, der mit lauter Stimme den Eigentümer des Kunstsalons interpellierte.

„Derlei ist schon tausendmal dagewesen!“ rief er aus, seine Lockenmähne schüttelnd. „Wir brauchen aber etwas Neues und Aktuelles, wobei unsere Nerven mitschwingen. Ohne Freiluftmalerei und Augenblicksbild kommen wir nicht weiter. Wittich hat das Atelierlicht noch nicht überwunden. Das ist immer die alte braune Sauce oder Tizians blonder Ton, und wenn Sie sein Helldunkel loben, so erscheint mir das sehr verdächtig, denn es ist nichts weiter als eine Eselsbrücke, ein gefälliger Schleier, um dahinter die Verzeichnungen zu verbergen. Die Sonne bringt es an den Tag! Platt auffallendes Licht nur ist zweifelsohne und künstlerisch anständig.“

Auch der kleine, dicke, schwarzlockige Dr. Blumfield ging von Bild zu Bild und wurde immer verdrießlicher. Er war ein witziger Kritiker und der Meinung, die Kunst sei nur der Kritik wegen da. Er stellte immer sein liebes Ich in den Vordergrund, und sein einziges Bestreben war darauf gerichtet, unterhaltend zu sein. Um eines Wortspiels willen riß er das beste Bild herunter und machte überhaupt jeden schlecht, der das Verbrechen beging, ein Werk an die Öffentlichkeit zu bringen. Anlaß zu Witzen boten ihm nun freilich Wittichs Bilder sehr wenig, und das war es gerade, was er ihnen nicht verzieh. Er fand sie einfach langweilig.

Hinter diesen maßgebenden Kritikern stand mit gespitzten Ohren und mit gespitztem Bleistift der Reporter Strelow und notirte sich jede effektvolle Phrase. Seine Kunstkennerschaft ging nicht über die Fachausdrücke hin-

aus, in deren Anwendung er aber umso fleißiger war. Auch was er so nebenbei erhorchte, nahm sich in seinen Referaten sehr gut aus. Er war der Meinung, daß der echte Journalist dann am besten schreibt, wenn er von der Sache nichts versteht, und fuhr mit seinen stenographischen Schnörkeln krampfhaft über die Ränder des Katalogs. Nein, so geistvoll und sachverständig wie in der nächsten Nummer würde er so bald nicht wieder sein!

Weniger zufrieden mit dem Gehörten war Myer, und er that sein Möglichstes, um die Zweifelnden zu überzeugen, die Abgeneigten umzustimmen. Zum Glück erhielt er Unterstützung, denn eben traten Professor Stocker und Benno Volkart herein.

Übrigens wurde Benno nicht nur von Myer mit lärmender Herzlichkeit willkommen geheißen. Die anwesenden Journalisten grüßten ihren neuen Kollegen, der mit solchem Aufsehen debutirt hatte, ganz freundlich und sagten kein Wort von seinen Artikeln, deren Verfasserschaft doch allgemein bekannt war. Sie wollten nur mit dem Maler zu thun haben, der hoffentlich nicht für immer umgesattelt hatte und von ihnen und ihrer Kritik abhängig blieb. Die anwesenden Maler jedoch, die ihn als einen Abtrünnigen, einen Kunstleugner und Verräter im Grunde haßten, fürchteten ihn zu sehr, um ihm schroff zu begegnen. Nur der Direktor der Akademie übersah ihn völlig und wendete ihm den Rücken zu. Er hatte alle Ursache, denn er war von „Junius“ nicht geschont worden.

Stocker aber wurde von allen gemieden, denn sie

fürchteten seinen Freimut. Sie wußten auch, daß er hinter Bennos Artikeln stecke. Und dann sein neulicher Auftritt im Künstlerhaus! Der Alte kümmerte sich jedoch nicht viel um die allgemeine Entrüstung und wandte sich ohne die krummen, eisigen Gesichter zu bemerken, bald an diesen, bald an jenen. Jetzt hatte er sogar den Direktor der Akademie, den kleinen großen Realisten Achtermann, am Westenknopfe gefaßt.

„Na, lieber Freund, was meinen Sie? Wäre diese Ausstellung eine Schande für unsere Akademische gewesen? Statt dessen haben wir die Ehre einem Kunstschacherer überlassen, der sich zeitlebens rühmen wird, dieses Genie entdeckt und lanciert zu haben. Und wenn wirklich kein Platz mehr war, so hätte man füglich alle Bilder hinauswerfen müssen, um für diese da Wand und Raum, Licht und Luft zu schaffen — meine Bilder zuallererst und auch die Ihrigen. Place aux jeunes!"

Der Kleine schnitt ein bittersüßes Gesicht, rückte an seiner goldenen Brille und beeilte sich, aus dem Gesichtsfelde des Grobians hinauszukommen, selbst um das Opfer seines Westenknopfes.

Dann wandte sich Stocker an die Vertreter der Kritik. Dr. Moufang war es, der ihm zuerst in die Hände fiel, und den er nicht mehr so bald los ließ.

„Nicht wahr, Freund, einer so ungestümen Schöpferkraft gegenüber fühlt man doch, daß es mit der souveränen Kritik nichts ist? Der Genius geht seinen Weg, ohne nach Eurem Urteil zu fragen. Wir Maler sind Euch Recensenten doch immer voraus, dieweil Ihr noch im

Schulbegriffe der Ästhetik kleben bleibt. Mit aller Kunstgelehrsamkeit könnt Ihr nicht einen Quadratzoll Bildfläche schaffen. Übrigens kenne ich nur gute und schlechte Bilder. Alles andere ist blauer Dunst."

Der Recensent legte sein greisenhaftes Gesicht mürrisch in Falten.

„Also eine Kunstkritik der ausübenden Künstler selbst? Nun, wir wissen ja, was dabei herauskommt. Wie hat doch Michelangelo auf Rafael geschimpft und Tizian den Michelangelo verlästert! Ich brauche aber wahrlich nicht selber Koch zu sein, um zu beurteilen, ob eine Speise gut zubereitet ist."

Mittlerweile konstatierte Benno, daß der große Erfolg seines Freundes nicht mehr zu bestreiten war. Der nörgelnden Kritik zum Trotz hatte das Publikum jubelnd Franz auf den Schild gehoben. Benno beschloß also, für ihn ins Horn zu stoßen und ihn sich zu ewigem Danke zu verpflichten. Er wollte sogar der erste sein, der seinen Ruhm verkündete, seine Zukunft voraussagte. Ist es doch der Ehrgeiz eines jeden Kritikers, einen Künstler zu entdecken, ein unbekanntes Talent aufzufinden, eine Berühmtheit zu schaffen. Zu diesem Zwecke mußte der Artikel über die Sonderausstellung noch heute geschrieben werden und morgen erscheinen, obgleich die Kollegen sich das Wort gegeben hatten, über die Privatbesichtigung nichts und erst über die eigentliche Eröffnung zu berichten. Benno, der sich abseits von der Recensentenzunft hielt, weil er sich noch als zur Künstlergilde gehörig betrachtete, ließ sich durch dieses Übereinkommen nicht binden.

Wenn die Kollegen so bequem und langsam waren, so lag für ihn kein Grund vor, um in denselben Fehler zu verfallen. Überdies waren die Herren so einhellig über den Junius hergefallen, daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihm nicht erwachen konnte.

Er hatte sich diesen Plan schon ausgedacht, ohne von Stocker, der noch immer die Journalisten und Maler ärgerte, gestört zu werden, als sich eine leichte kleine Hand auf seine Schulter legte. Er sah sich um und erblickte Magda, die eben in ihrem pelzverbrämten Jäckchen, auf dem Kopf einen für ihre Jugend etwas ältlichen Kapothut, eingetreten war. Er begrüßte seine Schwester und diente ihr vor den Bildern ihres Bräutigams als Führer und Erklärer. Sonst zeigte er sich nicht allzu gerne mit ihr. Sie war ihm mit ihren selbst gemachten Anzügen nicht elegant genug, zu spießbürgerlich, und er fand, daß er neben ihr aussah wie ein Student mit seiner Putzmacherin. Sie kompromittierte ihn fast in seinen feudalen Verbindungen und aristokratischen Neigungen. Trotzdem unterzog er sich seines Cicerone-Amtes mit nicht allzu blasierter Herablassung. Er lächelte nur über die verwunderten Ausrufe und den naiven Stolz, womit Magda vor den Schöpfungen ihres Verlobten stand. „Das gefällt mir," war meist alles, was sie sagte, denn sie kannte den geringen Wert ihres Kunsturteils, aber ihre blauen Augen leuchteten immer voll Bewunderung. Man freute sich unwillkürlich, wenn man die erhebende Wirkung der Kunst auf eine naive, gesunde Mädchenseele

von diesem blühenden Gesichte las und sie mit der neidvollen Bewunderung ihres Bruders oder der nörgelnden Haltung der Fachleute vom Pinsel oder von der Feder verglich. Nur vor dem heiligen Hieronymus und den nackten Musen blieb Magda verlegen stehen. Sie fühlte sich in ihrer Schamhaftigkeit verletzt, doch gestand sie sich ein, daß dieses Bild groß gedacht und ohne ungesunde Sinnlichkeit war, wenn auch der glühende Hauch der Lebensfreude ihr wie etwas Fremdes daraus entgegenwehte.

„Das verstehe ich nicht!“ sagte sie mit einem roten Schimmer auf ihren Wangen, ergriff den Arm ihres Bruders und trat vor ein anderes Bild. Es war das Porträt der Venezianerin. Benno war sehr begierig, ob Magda die Baronin erkennen würde. Aber gewohnt, alle Empfindungen in ihre Brust zurückzudrängen, schwieg sie.

„Nun,“ sagte er mit einer Art wollüstiger Grausamkeit, „erkennst Du die Frau Minne vom Künstlerfeste wieder?“

„Ja.“

„Und bist Du nicht erstaunt, daß Franz mit dem gefährlichen Goldfuchs in Venedig zusammentraf?“

„Ich wußte es. Er hat mir von ihr geschrieben.“

„Der Gondolier dort scheint mir schon ganz in dem Zauberkreise der Dogaressa zu stehen.“

„Benno!“ rief sie ernsthaft schmollend.

„Sei ruhig, Kind, ich stehe Dir bei, falls er Dich vergessen wollte.“

Sie hatte die Absicht, sich für diese Ritterrolle zu bedanken, denn sie habe Vertrauen zu Franz, aber er zog sie jetzt vor den Karton, dessen erhabene Gestalten sie mit solchen Schauern erfüllten, daß sie keines Wortes fähig war. Jetzt wußte sie, daß die Tage der Kindheit und ersten Liebe längst vorüber waren, daß der Künstler in einer ihr ganz fremden Welt atmete. Konnte das schlichte, einfältige Bürgermädchen ohne Schwung und Flügel dem Herrlichen zur Sonnenhöhe des Ruhmes folgen? Nein, nicht nur die Welt, auch die Kunst trennte sie.

Dann geleitete sie der Bruder die Treppe hinab zu den Studienblättern. Hier standen nur wenige Beschauer, und sie waren unbelauscht.

„Wenn Franz mich nicht mehr lieben sollte,“ sagte sie, „so gebe ich ihm sein Wort zurück. Ich will keinen Zwang. Darf ich ihm nichts mehr sein, so werde ich doch nicht aufhören, ihn zu lieben. Er ist frei.“

„Nein,“ gab Benno zurück, „er ist es nicht. Ich werde ihn daran erinnern.“

Laute weibliche Stimmen unterbrachen ihre bewegte Zwiesprache. Eine geschminkte alte Dame mit einer großen weißen Düte in der Hand und ihre beiden Töchter umarmten Magda stürmisch. Es war Frau Professor Stocker mit Ilse und Lotti. Auch ihr Mann kam aus dem Nebenzimmer herbei, sobald er ihre Stimmen hörte.

„Kinder, welche Menschheit!“ rief die Professorin. „Und das nennt man eine Privatbesichtigung von

geladenem Publikum! Ich danke für die Drängelei. Frische Pfannkuchen sind mir lieber."

Sie setzte sich auch gleich in einer stilleren Ecke auf einen Stuhl, legte ihren Muff beiseite und öffnete die Düte. Mit dem besten Appetite ließ sie einen Kuchen um den anderen verschwinden und dachte nicht daran, jemand etwas anzubieten. Auch nicht ihrem Manne, der mit lebhaftem Ärger sich abwandte, um den jungen Damen in den Oberlichtsaal zu folgen. Und für diese Frau, die ohne Sinn für Höheres war, hatte er seine Kunst geopfert!

Als die Thür aufging, um noch einige Besucher einzulassen, da drängte sich als letzter auch ein junger Mann in unscheinbarem Reiseanzug herein. Der graue Filz saß auf wirren schwarzen Locken und beschattete ein sonnenverbranntes Gesicht.

„Franz!" rief Stocker und stürmte dem Ankömmling entgegen. Der Schüler lag an seiner Brust. Die Umstehenden, kühle, nüchterne Nordländer, betrachteten erstaunt das ungestüme Paar und lächelten über diesen Ausbruch südlicher Leidenschaft. Einen Augenblick später umarmte und küßte Franz auch Benno, der diese Umhalserei von ihm gewohnt war. Jetzt genierte sie ihn. Aber Franz bemerkte seine Zurückhaltung nicht.

„Dank! Dank, meine Lieben!" rief er, indem er dem Lehrer und Benno zugleich die Hände schüttelte. „Wie schnell Ihr das arrangiert habt! Und wie hübsch!"

Im Eisenbahnwagen auf einer der letzten Stationen erst hatte er in einer in die Waggons geworfenen

Inseraten-Zeitung die Eröffnung seiner Ausstellung angekündigt gelesen und mit fieberhafter Ungeduld seine Ankunft ersehnt. Er kam geradenwegs vom Bahnhof hierher, was für seine Sohnesliebe ein großes Opfer bedeutete.

Nun geleiteten ihn die Freunde vor seine Werke, die ihn mit fremden und doch so bekannten Zügen ansahen. Jedes Blatt, jede Tafel versetzte ihn noch einmal in das mit Wehmut verlassene schöne Land, und weckte in ihm liebe Erinnerungen. Der Hieronymus gemahnte ihn an sein Atelier in Rom, wo die schönsten Modelle aus- und eingingen; die „Hora" rief ihm seine Klostertage in Subiaco zurück; an dieser Landschaft hatte er nach der Natur in Ariccia, in Albano, an jener auf Capri gearbeitet. Ein Haufen Lazzaroni und Fischer umstand ihn, als er jenen Rolandsänger malte. Dieser Ölwald von Torbole hatte ihn mit tyroler Landesschützen in Konflikt gebracht, weil sie in ihm einen italienischen Spion vermuteten, der die Geheimnisse des Sperrforts San Niccolò unter dem Vorwand harmloser Landschafterei studieren wollte. Jenes feiste Prälatengesicht hatte er auf Camaldoli konterfeit; diese lustigen Venezianerinnen erinnerten ihn an ein Abenteuer im Lido. Die Eseltreiber, die Wasserträgerinnen, die Bettelmönche, seine italischen Freunde und alle die trauten Winkel stiegen noch einmal vor seinem Auge empor und schoben sich zwischen ihn und seine Bilder, ergänzten, verlebendigten und verklärten sie mit einem Strahle der Liebe als unverlierbare Teile seines Lebens. Ach, und die Dogaressa! . . .

„Der Goldfuchs,“ sagte Stocker, der seine Gedanken erriet, „wir haben sie gleich erkannt, Benno und ich.“

„Wir trafen uns zufällig in Venedig. O meine Freunde, welch ein Weib!“

„Man sieht's!“ sagte Benno. „Meine Schwester wird Dich darüber noch extra ins Gebet nehmen. Mache Dich auf gute Ausflüchte und eine harmlose Miene bereit.“

„Sie hat Recht, böse zu sein. Ich habe sie vernachlässigt . . .“

„Besonders in Venedig!“

„Sie weiß ja, wie ungern ich schreibe.“

Doch da polterte Stocker los. Das verwünschte Schreiben sollte man überhaupt abschaffen. Bloß seit der Erfindung der Schrift sei das Elend in die Welt gekommen. Die Buchstaben, das sei der Paradiesapfel, die Erbsünde, die Büchse der Pandora. Ein Pereat allen Schulmeistern und Schreiberseelen. Wenn man seine Gedanken, statt sie niederzuschreiben, malen könnte, würde die Welt viel besser sein. Lieber höllische Klecksereien, als diese charakterlosen, nichtssagenden Schnörkel, die höchstens gut genug seien, um einen braven Menschen an den Galgen zu bringen.

„Nun,“ schloß Benno etwas trocken, „das kannst Du mit meiner Schwester selbst abmachen. Da ist sie.“

Magda, die das Gespräch mit ihrem Bruder aufgeregt hatte und in ein Nebenzimmer getreten war, um sich zu sammeln, erschrak heftig beim Anblick ihres Verlobten, der ihr entgegen sprang.

„Das lob ich mir,“ bemerkte Stocker. „Sie kommen um die Kunst zu sehen und finden den Künstler.“

Mit einem leisen Aufschrei und pochenden Herzens sank sie an seine Brust. Die Besucher wunderten sich mehr als je über so viel Familiarität. „Ja, ja, so sind die Herren Künstler,“ sagte eine Dame aus dem Geheimratsviertel und führte ihre schon ziemlich angejahrte Tochter entrüstet hinaus. Doch auch Franz geleitete Magda in den nach rückwärts gelegenen, vom Glühlicht durchstrahlten kleinen Salon, wo eine kleine kunstgewerbliche Ausstellung zum Kauf und ein Diwan zur Beschaulichkeit einlud. Die Freunde folgten dem Liebespaar nicht, denn sie fühlten, daß es sich manches zu sagen hatte.

Unterdessen machten Stocker und Benno den letzten Rundgang zwischen den Bildern. Ilse und Lotti schlossen sich an.

„Benno,“ flüsterte Ilse, als der Vater es nicht hören konnte, „wenn Sie uns heut abend bei Kroll sehen sollten, so kennen Sie uns natürlich nicht.“

„Sie wissen, ich bin gut dressiert.“

„Der Assessor von Lotti kommt aus Jüterbogk. Hoffentlich wird es jetzt ernst. Er heißt Neumann. Erkundigen Sie sich doch über ihn.“

„Seine Vermögensverhältnisse?“

„Interessieren uns nicht. Bloß ob er nicht etwa schon gebunden ist, sonst giebt es ein Unglück. Lotti ist so eifersüchtig.“

In diesem Augenblicke zog sie ihr Taschentuch aus

dem Kleid. Ein duftiges Rosabriefchen flog mit hinaus und an den Boden. Benno hob es auf.

„Es ist nichts,“ sagte Ilse und steckte es ruhig wieder ein.

„Und für Sie selbst gar keine Aussichten?“ bemerkte er boshaft.

„Keine!“ sagte sie bestimmt, jedoch mit einem Seufzer. „Sehen Sie die Adresse. Er ist für Lotti. Ich muß ihn beantworten, denn sie schreibt nicht gern. Der Assessor ist so schreibselig.“

„Ein gutes Zeichen für seine Liebe.“

„Glauben Sie? Es würde mich für Lotti freuen. — Aber die Männer werden immer ehescheuer. Die Verliebten werden von den Verhältnissen verhindert, und die in guten Verhältnissen sind, lieben uns nicht genug. A propos, Sie sind ja zur Kritik übergegangen, erzählte Papa, und müssen ein Heidengeld verdienen.“

„Gerade genug, um meine ältesten Schulden zu bezahlen und neue zu machen.“

„Ah!“ sagte sie enttäuscht und plauderte wieder von etwas anderem.

Mutter Stocker hatte unterdessen ihre Pfannkuchen aufgegessen und Franz und Magda aufgestöbert. Mit lautem Halloh alarmierte sie den ganzen Kunstsalon, der sich übrigens mittlerweile schon ziemlich geleert hatte.

In zwei Droschken fuhr die Gesellschaft in wirbelndem Märzenschnee nach Haus.

Eine halbe Stunde später umarmte Donna Grazia mit thränenüberströmtem Gesicht ihren Cicillo. Sein

Gepäck war ihm vorausgeeilt. Die gute Mutter, die er übrigens gealtert und hinfälliger fand, hatte gleich eine Mahlzeit bereitet. Der Tisch war schon gedeckt. Nun lud sie auch noch die Freunde zum Bleiben ein. Bald saßen alle im hellen Wohnzimmer um ein dampfendes Gericht Maccaroni mit frischen Goldäpfeln und feuchteten es fleißig mit rotem Chianti an.

Donna Grazia bediente ihre Gäste mit einem heiligen Eifer. Sie redete wenig, viel mehr eigentlich mit der Sprache der Hände, ihrem zweiten Mund. Sie war nicht die ideale Mutter eines Künstlers, denn sie ahnte kaum den Wert der Malerei, sondern nur eine Hausfrau, doch verstand sie ihres Sohnes Launen und Eigenheiten, seine mimosenhafte und doch wieder leidenschaftliche Art, die ganze unruhige Gedanken- und Gefühlswelt, die aus dem Leben eines Künstlers ein ganz besonderes Dasein macht. Unermüdlich sprang sie jeden Augenblick von ihrem Stuhl auf und schoß mit der Lebhaftigkeit einer Schwalbe hinüber in die Küche, bald ein Glas, bald einen Teller bringend, stets mit einem Lächeln auf den leidenden Zügen, aufmerksam, an alles denkend und nur sich selbst vergessend.

„A Cicillo nostro!“ rief Stocker und erhob sein Glas. Alle standen von ihren Stühlen auf, und die Gläser klangen.

„Auf die Kunst!“ rief die Frau Professor beim Braten.

„Auf die Liebe!“ rief Benno beim Nachtisch.

Die jungen Damen stießen begeistert an. Namentlich Magda, aber ihr Glas ging dabei in Scherben.

„Werfen Sie es über die Schulter nach rückwärts!" riet Ilse. „Das bringt Glück."

„Und wenn Sie sich etwas dabei denken, so muß es in Erfüllung gehen," ergänzte Lotti. Doch sie kamen mit ihrem Rate zu spät. Magda hatte die Scherben bereits Donna Grazia gegeben.

„Schade!" meinte Frau Stocker. „Aber ich will unter den Tisch klopfen, so wird das Unheil noch abgewendet."

Ihr dreimaliges Pochen klang dumpf.

„Das ist das Glück, Franz, das bei Dir anklopft," bemerkte der vom Wein angeheiterte Stocker und sang:

„Pan pan, c'est la fortune —
Pan pan, je n'ouvre pas."

Donna Grazia aber dachte an ihre smorfia und welche Nummern im Lotto ein Glas und das Zersplittern desselben bedeuten, und war fest entschlossen, zweiundvierzig Mark für ein Viertellos durch alle vier Klassen daran zu wagen.

Nur Magda blickte in ahnungsvoller Trauer vor sich hin.

X.

Am Morgen nach der Ankunft des jungen Malers in seiner Vaterstadt klopfte wirklich das Glück an seine Thür. Sam Myer war gekommen, um ein Ölgemälde zu bestellen, das eigens für ihn gemalt werden sollte. Es mußte etwas Aufsehen Erregendes, von außergewöhnlichem Flächeninhalte sein, um eine Völkerwanderung in den Kunstsalon Unter den Linden zu locken und eine Reise des Bildes durch alle Hauptstädte gewinnbringend zu machen.

Franz war über den Mut des Kunsthändlers, sich in ein solches Unternehmen mit einem Anfänger einzulassen, nicht wenig erstaunt und glaubte ihm dringend abraten zu müssen. Doch Myer lächelte über seine Bedenken. Er war für die Demokratisierung der Kunst. Die Zeit der großen Mäcene sei vorüber. Der Adel habe an die Stelle seiner Kunstliebe von einst nur Sport, Altertümelei, bloße Liebhabereien und Passionen gesetzt und ziehe kein nach hohen Zielen ringendes Talent mehr aus der Verborgenheit hervor, um ihm die steilen Pfade des Schaffens zu ebnen. Dem Staate bleibe über seiner unab-

lässigen Sorge für die Wehrkraft der Nation weder Sinn noch Geld für die Kunst. Die Kirche, einst Förderin und Hüterin des Schönen, hänge keine üppigen Magdalenen mehr über die Altäre. Das Bürgertum sei weder künstlerisch erzogen noch reich genug und habe nur Sinn für das realistisch Niedliche und Gemütliche, Ehrbare und Nüchterne. Höchstens Schlachtenbilder für Museen, Schlösser, Offizierkasinos und Panoramen seien begehrt. Das Kunstgewerbe beherrsche den Markt. Der Platz für Bilder in unseren Wohnungen werde immer kleiner, und die Malerei lasse man bloß als Dekorationsstück gelten. Nein, der Mäcen der Gegenwart sei der Kunsthändler.

„Nur wir haben noch ein Herz für die große Kunst," schloß er. „Indem wir ein Bild kaufen und ausstellen, besteuern wir die Schaulust der Menge. Dies setzt uns in den Stand, die Künstler gut zu honorieren und ganz unabhängig von der Laune einzelner Liebhaber zu machen, und ihre Bilder später zu mäßigen Preisen an die Museen und Privatleute abzutreten. Der ungeheure Fortschritt auch für die Kunst liegt klar zu Tage. Well, verbinden Sie sich also mit mir. Ich habe Vertrauen in Ihr Genie, Ihren Stern und Ihre Dankbarkeit. Ich wage das neue Geschäft, und wenn es mich zu Grunde richtet."

Das war freilich eine Redensart. So unbesonnen war Sam Myer nicht, um seinen Ruin herauszufordern, und die Summe, die er bot, konnte nur der bescheidene junge Künstler groß und generös finden. Trotz seiner

Freude bei dem Gedanken, die Fülle des geschauten und erträumten Lebens mit breitem Pinsel und auf einer großen Leinwand wiedergeben zu können, machte er den Gegenvorschlag einer dreitägigen Bedenkzeit, da er auch Stockers und Bennos Rat einholen wollte. Doch Myer litt keinen Aufschub. Er hatte gleich den Vertrag mitgebracht. Franz brauchte ihn nur zu unterzeichnen.

Erst als dies geschehen war und der Künstler die Bemerkung machte, daß Myer zum mindesten das Urteil der Kritik über die Sonderausstellung hätte abwarten müssen, zog der Fuchs das noch druckfeuchte Neueste Blatt aus seinem Überzieher. Franz überflog den begeisterten Bericht von Junius.

„Hörst Du, Mama," rief er pochenden Herzens, „ich bin schon auf dem Wege zum höchsten Ruhm. Da steht es gedruckt und muß also wahr sein. »Ein genialer Meister,« sagt dieser Herr Junius. Und hier: »ein Wunderkind«."

„Wunderokindo?" fragte Donna Grazia. Dieser Ausdruck stand offenbar nicht in ihrem Wörterbuch. Im seinigen auch nicht, aber er machte ihr mit Erfolg begreiflich, was gemeint sei. »Ah, accio capito!« sagte sie vergnügt.

„Verlassen Sie sich darauf," bemerkte Myer, „daß dieser erste Salutschuß Volkarts nun auch die anderen kritischen Stimmen wecken wird, die in den heutigen Morgenblättern noch schweigen."

Franz war höchlich erstaunt, daß Benno hinter dem Junius stecke. Magda hatte ihm so viel eigenes

Wohl und Weh nach Italien mitzuteilen, daß sie darüber des Bruders lärmende Zeitungserfolge vergaß. Auch gestern war nicht die Sprache darauf gekommen, wahrscheinlich weil Benno von seinem Abfall nicht gerne reden hörte. Immerhin fand nun Franz dieses Lob, so sehr ihn auch die mutige Parteinahme freute, weniger wertvoll und sogar ein bißchen taktlos. Ohne Zweifel würde man sein Entzücken auf Rechnung ihrer allgemein bekannten Freundschaft setzen und von Reklame sprechen.

In der That wurde da und dort Bennos Eintreten für Franz übel ausgelegt. Zumal in den Kreisen seiner Genossen von der Kritik, welche ohnehin entrüstet waren, daß trotz ihrer Übereinkunft der Kollege schon über die Privatbesichtigung geschrieben hatte und ihnen also zuvorgekommen war. Um sich zu rächen, beurteilten sie nun die Bilder, wenn auch nicht gerade abfällig, was ja in Anbetracht der begeisterten Stimmung des Publikums unklug gewesen wäre, aber in der Korrektur ihrer Artikel stimmten sie das anfängliche Lob etwas herunter und machten allerlei Vorbehalte und nachträgliche Ausstellungen. Für solch unwürdige Rache war nur der grundehrliche Dr. Moufang zu anständig. Er tadelte eigentlich bloß Eines. Der Katalog benannte die schöne Venezianerin aus Bequemlichkeit Desdemona, obgleich Shakespeares rührende Gestalt keine Anregung zu diesem Bildnisse gegeben hatte. Nun stürzte sich Moufang auf diesen Titel als den Teil des Kunstwerkes, von dem er am meisten verstand, eiferte gegen das Verderbliche nur dichterischer statt malerischer Vorwürfe, citierte

Lessing und den Laokoon und bewies haarscharf, daß die Figur gar keine Desdemona sei und darum das ganze Bild nichts tauge. Einzig Strelow, der mit Farbenperspektive, Impasto, Inkarnat, vertreibender und deckender Malweise und dem „Generalbaß der Farbentöne" um sich warf und alle sonst aufgeschnappten kritischen Bemerkungen anbrachte, war die helle Begeisterung. Leider war sein Blatt ohne Einfluß. Weit gewichtiger war das Urteil Löwengards. Nachdem er sich vor den Bildern so ungünstig ausgesprochen hatte, mußte es wunderlich erscheinen, daß er jetzt in seiner zeilenliefernden Bilderbeschreibung, die von Widersprüchen wimmelte, so viel des Guten zu sagen wußte. Myer lächelte freilich diplomatisch dazu. Das Lob hatte ihn eine seiner schönsten Terrakottavasen von Ginori gekostet, welcher es besser gelungen war, das Wohlgefallen des Kritikers zu erregen, als der ganzen Sonderausstellung.

Der empfindliche Franz war von der zwischen den Zeilen versteckten Gehässigkeit schmerzlich berührt. Auch dazu lächelte Sam Myer.

„Meine Kunden geben auf derlei gar nichts," sagte er. „Wenn Ihnen aber an der Lobesmünze so viel liegt, so besorge ich Ihnen das nächste Mal etwas Gutes."

Er drang darauf, daß Franz an alle, auch die ungünstigen Kritiker seine Visitkarte „mit herzlichem Danke" sende.

„Das ist eine sehr schöne Pariser Sitte."

„Oder Unsitte," verbesserte Franz.

„Nichts weiter als eine Artigkeit, die immer gutes Blut macht. Wir brauchen die Herren für unser nächstes Bild.“ — —

Übrigens war Stocker mit dem ohne seine Zustimmung abgeschlossenen Vertrage sehr unzufrieden.

„Franz, was machst Du für Streiche!“ rief er ärgerlich. „Du hast Dich mit Haut und Haar, mit Deiner Gegenwart und Deiner Zukunft diesem Kunsttrödler verschrieben! Die Bilderhändler sind die Wasserpest unserer Kunst. Wie mancher, der in der Schule der Armut ein großer Meister geworden wäre, ist Dank dem Vertrage mit einem solchen Mäcen à 200 % verurteilt, ewig ein Zwerg zu bleiben und jahrzehntelang das nämliche Bild zu malen. Weißt Du auch, daß Myer Dir eigentlich nur den Preis der Farben, der Leinwand damit zahlt, aber nicht Deine Arbeit, Deine Zeit, Dein Genie? Aber so darf ein Pinsel nicht abermals durch die Feder ins Unglück geführt werden. Nein, so blind sollst Du nicht in Dein Verderben rennen. Ich will mal mit dem Herrn Well deutsch reden.“

Franz bat ihn davon abzustehen, denn der Vertrag sei nun einmal abgeschlossen, und wenn er auch von seinem ersten großen Werke keinen materiellen Gewinn habe, so sei der ideale um so höher anzuschlagen. Seine persönlichen Bedürfnisse seien ja gering. Er würde nach wie vor bei der Mutter wohnen, mit des Lehrers Erlaubnis auch ferner in dessen Atelier malen, und auf diese Weise hoffe er wenigstens nichts zuzusetzen.

Doch da kam er bei dem Alten schön an. Ob er

denn glaube, daß er ewig unter seinen Flügeln sich ducken könne? Nein, er werde rücksichtslos an die Luft gesetzt, denn es sei nachgerade Zeit, daß er selbständig werde. Er habe in Italien angefangen, auf eigenen Füßen zu stehen, und solle nun trachten, auch ohne ihn weiter fertig zu werden. Überdies sei das Atelier in der Bendlerstraße viel zu klein für die vorgeschriebene Riesenleinwand. Dazu bedürfe er einer eigenen Werkstätte von besonderer Geräumigkeit, und die müsse Myer ihm ebenfalls bezahlen. Endlich könne er ebensowenig bei seiner Mutter wohnen bleiben. Der gutmütige, aber in seinem Witze schonungslose Berliner dürfe nicht zu oft daran erinnert werden, daß die Mutter des berühmten Malers Wittich ff. Italienerwaren verkaufe. Das könne seinem Ruhme schaden. Und fort war er wie ein Sturmwind, noch ehe Franz ihn zurückhalten konnte, und schon nach zwei Stunden kam er wieder und schwenkte den Vertrag in der Luft.

„Dem lieben Onkel Sam habe ichs gezeigt,“ frohlockte er. „Unter Heulen und Zähneklappern hat er nach und nach klein beigegeben. Diese Sorte hat ja so Angst vor der Presse. Die bloße, allerdings nicht autorisierte Drohung, diese Gaunerei durch Benno Volkart an die große Glocke zu hängen, reichte vollkommen hin, den alttestamentarischen Kunden mürbe zu machen. Unter Umständen ist also auch die Schreiberei ein himmlischer Segen. Gott straf mich für die Lästerung.“

Der Alte ließ es sich auch nicht nehmen, bei der Wahl des zu malenden Gegenstandes mit dabei zu sein

und ein kräftig Wörtlein zu sprechen. Den Kopf voller Pläne, die alle nach dem Leben verlangten, schlug Franz seinem Auftraggeber biblische, antike und auch moderne Stoffe vor, die ihm am Herzen lagen, denn er konnte nur malen, was er empfand. Aber Myer war schwer zu befriedigen und verwarf der Reihe nach alles, trotzdem Stocker tapfer für seines Schülers Ideen eintrat und vor allem konstatierte, daß es sich in erster Linie nicht um ein Geschäft, sondern um ein Kunstwerk handle, das nur gelingen könne, wenn der Maler auch mit seinem Herzen male. Von seinem Standpunkte hatte allerdings auch Myer recht. Ihm waren die Neigungen seines Publikums die einzige Richtschnur. Dieses Sujet schien ihm unverständlich, nicht populär, jenes zu dekolletiert, ein anderes zu klassisch und mythologisch fremd oder nicht originell oder nicht pikant genug. Franz' Stärke lag in der Wiedergabe des menschlichen, zumal weiblichen Körpers in seiner vollen Natürlichkeit, im Fleisch mit seinen lebendigen rosafarbenen Lichtern, dem durchscheinenden Pulsieren des Blutes. Aber da stieß man auf die Prüderie der Gesellschaft, welcher das Nackte unsympathisch ist. Was man einem französischen und italienischen Publikum enthüllen durfte, das verletzte einen deutschen Beschauer. Hatte doch erst neulich der Kultusminister die Ausstellung einer meerentsteigenden Venus verboten. Man mußte also zu Schleiern und gewaltsamen Verkürzungen greifen, um die Schamhaftigkeit nicht zu verletzen. Wie viel Schönes mußte da verloren gehen!

Franz lag vor allem daran, den Karton der Grab-

legung in Farben auszuführen, allein Myer fand den Vorwurf nicht neu, prickelnd und aufregend genug. Lieber wollte er nach französischer und spanischer Malerweise durch irgend einen blutrünstigen Vorgang auf die Nerven wirken und die erprobte Sensation des Schauders ausbeuten. Doch hier stieß er auf den ästhetischen und künstlerischen Widerspruch beider Maler. Die gräßlichen Fleischesmarter seien immer unschön, abstoßend und wären höchstens verhüllt darzustellen und von der Phantasie zu ergänzen.

Nach langen und zum Teile sehr erregten Unterhandlungen einigten sie sich schließlich auf eine Phryne in Eleusis, welche beim Erntefest als Venus Anadyomene vor allem Volke dem Meer entsteigt und als gnadenreiche Göttin die Garben und den Fleiß der Schnitter segnet. Die sonnendurchglühte Landschaft, das duftverklärte Meer, das wogende Korn mußten eine herrliche Staffage abgeben. Der festliche Aufzug der Landleute, die bekränzten Stiere, die mit Bändern und Blumen geschmückte Dorfjugend, die weißgekleideten ländlichen Schönen, zum Tanz antretend, die Musik der Pfeifer und Tambourinschläger und alle entfesselte Lust hält in heiliger Scheu plötzlich inne, da nun in blendender Anmut die Himmlische mitten unter das naturwüchsige Volk tritt, dem die Venus nicht die lüsterne Sünderin der christlichen Welt, sondern eine Göttin ist, die von ihm zum Kultus ausgebildete Schönheit. Aber noch ein zweites Motiv sollte damit verbunden werden. Eine Phryne vor Gericht zu zeigen, hatte Myer für bedenklich erachtet, denn

er wollte sein Publikum durch ein Bild nicht verletzen, das etwa in der Art von Gerômes berühmtem Gemälde die entblößte Hetäre vor einer Versammlung lüsterner alter Faune darstellt, die sich als Richter aufspielen. Allein Franz mochte die Überlieferung, daß Phryne wegen Gottlosigkeit angeklagt war, wie Athenäus und Alkiphron berichten, nicht fallen lassen. Er mischte also in die Schar unbefangener Landbewohner, welche an der Göttlichkeit der Hetäre nicht zweifeln, eine kleine Gruppe lebhaft Einsprache erhebender Priester. Aber Hyperides, den die Sage als Verteidiger Phrynens nennt, wehrt ihrem Zorn, und während die Menge schon in frommer Ehrfurcht vor der himmlischen Erscheinung auf die Kniee fällt, streckt er schützend die Arme gegen die bedrohte Schöne aus und scheint zu sprechen:

Ihr sagt, sie ist nur eine Dirne,
Schön, doch gemein trotz alledem,
Ich aber seh auf ihrer Stirne
Der Venus hohes Diadem.

Die ganze Komposition war mit Eins dem Haupte des jungen Malers entsprungen, und in dem Ungefähr der mit fliegender Eile entworfenen Skizze von zehn Strichen und fünf Tönen lebte sie schon auf. Dabei wollte er sich nicht sklavisch an die hergebrachten Kunstrezepte halten und gab der Hauptperson nicht den Platz in der Mitte, sondern am Rande des Bildes. Die Bewunderung des Freundes und der Beifall Myers wurden ihm zu teil, aber er konnte sich selber nicht genug thun. Immer und immer wieder änderte und

verbesserte er, und die Schnelligkeit seiner Konzeptionen war zauberhaft. „Nicht zu viel Kritik und Reflexion!" warnte Stocker, der leicht die Unbefangenheit und Inspiration geschädigt sah. Dann stellte ein Karton in der Größe des Gemäldes die Umrisse fest, welche durch Quadrate auf die riesenhafte Leinwand übertragen wurden, während eine Farbenskizze, nur auf die harmonische Erscheinung der Farbe hingearbeitet, als Leitstern für das Bild dienen sollte.

Jetzt galt es die Wahl der Modelle. Zwar besaß Franz ein überreiches Formengedächtnis und hatte den menschlichen Körper so gründlich studiert, daß seine Arbeit nach der Natur niemals ein ängstliches Abschreiben derselben war, aber auch er konnte und wollte des lebendigen Modells nicht entraten, wäre es auch nur zur gelegentlichen Auffrischung einer Einzelheit für das Spiel der Lichter auf der Haut, als Anregung und zur Befruchtung der Phantasie. Die meisten Typen fand er in seinem Kopf und seiner Studienmappe, die lebendigen Individualitäten auf der Modellbörse. Er suchte ein Urbild seiner Phryne und fand es nicht. Von den berufsmäßigen Modellen konnte er keines brauchen, höchstens von jener die Hand, von einer anderen den Nacken. Aber er vermied gerne diese Mosaikarbeit, die auch der genialste Maler nur schwer zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügen kann, ohne daß der Kenner das Stückwerk durchschaut. Die bestempfohlenen Modelle erwiesen sich, noch ehe sie sich entkleidet, als untauglich.

Da empfahl ihm Stocker die Schwarze Jule. Er

hatte schon an sie gedacht, aber sie war nur mittelgroß und eher zart und mädchenhaft gebaut. Nein, das Weib, das in seiner Phantasie lebte, war sie nicht, doch er mußte sich bescheiden. So sprach er denn mit ihr, erklärte ihr sein Bild und — bekam einen Korb.

Er war nicht erstaunt darüber. Schon Benno hatte ihn darauf vorbereitet, daß das Modell verschämt geworden, aber er hoffte gleichwohl noch, ihren Widerstand zu beseitigen und bestellte sie in sein Atelier. Fürs erste begnügte er sich mit ihrem Kopf. Im Malen redete er ihr aber zu, reizte ihre Eitelkeit und drohte mit einer Konkurrentin, doch mehr als die halbe Büste, die sie ja auf einem Balle auch zeigen würde, wollte sie ihm nicht gewähren. Er klagte sein Leid und seine Verlegenheit Sam Myer, und der praktische Amerikaner wußte ein bewährtes Mittel: er fuhr sogleich mit Franz zu den Eltern des störrigen Modells, um sich bei ihnen zu beklagen und ihr energisches Eingreifen zu veranlassen.

Pägelow wohnte mit seiner Familie in der Ackerstraße in einer großen Mietkaserne, die über hundert Bewohner beherbergte. Als Myer und Franz vorfuhren, erregte der vornehme Brougham, auf dessen Bock der gravitätische Kutscher bis an die Nasenspitze in Nerz begraben war, das größte Aufsehen und lockte neugierige Gesichter an alle Fenster. Es war um die Mittagstunde, wo die Arbeiter, die Ladenmädchen und die lärmende Schuljugend nach Haus eilten, um ihr Mahl bei ihren Angehörigen einzunehmen. In allen Stockwerken regte es sich geschäftig, man polterte über die Treppen, plauderte, lachte,

sang und pfiff. Ein Geruch von warmer Suppe ging durch das ganze Haus.

„Es riecht nach armen Leuten," sagte Myer mit verächtlichem Nasenrümpfen und hüllte sich dichter in seinen Otterpelz. Er vergaß, daß der Duft in der väterlichen Trödelbude, in deren Hinterstube er das Licht der Welt erblickt, nicht um vieles feiner war. Aber der alte Myer wurde nicht gern an den jungen Meyer erinnert.

Familie Pägelow, aus Vater, Mutter und vier Töchtern bestehend, von denen Jule die älteste war, bewohnte fünf Zimmer, deren zwei an alleinstehende Mädchen vermietet wurden. Der Modellsteher öffnete den beiden Herren, die er persönlich kannte, die Thüre selbst und führte sie in die Gute Stube — ein helles, nicht unfreundliches Zimmer mit weißen Gardinen, einem großen mit Wachstuch bezogenen Sopha und sonstigen bescheidenen Möbeln. An den Wänden hingen einige Farbendrucke, meistens Darstellungen weiblicher Schönheiten in romantischen Stellungen, und ungerahmte Farbenskizzen voll schreiender Töne, ohne Zweifel Schülerwerke aus dem Aktsaale der Akademie. Sie zeigten Pägelow selbst und seinen Sohn in allen Posen, in buntem und ganz ohne Kostüm.

Dieser Sohn war ebenfalls Modellsteher von Beruf gewesen und in der Blüte seiner männlichen Kraft vor einigen Jahren gestorben. Der Vater, der auf dessen schöne Proportionen stolz gewesen, hatte sich lange nicht über den Verlust trösten können. Damit der Herrliche für die Kunst nicht ganz verloren ginge, hatte er

seine Leiche in Gips modellieren lassen und einen Abguß der Aktklasse der Akademie zum Geschenke gemacht. Einen Teil davon, es war die klassisch geformte Brust, trug er noch Jahre später wie ein Heiligtum immer bei sich, und im Atelier angekommen und in den Pausen wickelte er den Torso sorgfältig aus dem umhüllenden Zeitungspapier, pries dessen Schönheiten, die, wie er versicherte, den Theseus der Elgin Marbles in Schatten stellten, und vergoß heiße Thränen dabei. Schließlich wurde dies seinen Kunden langweilig, und sie warfen ihn der Reihe nach samt seinem Gipsmodell hinaus.

Neben diesem Thorax zierte aber noch ein anderes Kunstwerk eine Kommode. Es war eine zwei Fuß hohe Statue, welche Pägelow in naturalistischem Kostüm darstellte. „Wie der Mensch ist, so kann er sich auch geben," war ja sein Grundsatz.

Mit ein paar Worten erklärte Myer den Grund ihres Kommens. Pägelow war enttäuscht. Das Geschäft ging schlecht, und er hatte schon gehofft, daß er endlich wieder einmal einen Petrus oder Belisar an den Mann bringen konnte oder wenigstens eine Mutter der Gracchen, denn auch seine Frau stand noch trotz ihrer abschreckenden Häßlichkeit für monumentales Altweibertum, während die drei kleinen Mädchen höchst passende „Moderne Amoretten" waren. Seine Unzufriedenheit wuchs, als er von der Halsstarrigkeit seiner Tochter erfuhr, die ihm Myer klar und ohne Schonung auseinandersetzte.

Pägelow sprang von seinem Stuhl, auf welchem

er in kunstvoller Haltung Platz genommen, ganz verstört und wild auf, ein König Lear in der Gewitternacht.

„Jule!“ rief er in das geöffnete Nebenzimmer, wo man die Familie um einen gedeckten Tisch sitzen sah, die Alte, die Tochter und mit Tellern und Löffeln klappernde kleine Mädchen.

Jule erschien in der Einfassung der Thüre. Sie trug ein einfaches blaues Kattunkleid und über die Schultern ein rotes Plüschtuch. Sie lächelte, als sie Wittich sah, aber der zorngerötete Kopf ihres Vaters weissagte nichts Gutes, weshalb sie gleich wieder ernst wurde.

„Was muß ich von Dir hören?“ begann Pägelow mit Donnerstimme und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als wäre er Anchises vor dem brennenden Troja. „Also wieder 'mal zimperlich, altjüngferlich und quatsch? Will nicht Akt stehen, sich nicht um die Kunst verdient machen! Ist zu stolz, zu moralisch dafür, die Prinzessin! Kind, Kind, hast Du denn gar keine Grundsätze?!“

Myer mußte ob dieser Modellsteherlogik lächeln, jedoch Pägelow ließ sich nicht irre machen. Er zog seine Stirnfalten zusammen und stierte mit elegischem Blick ins Nichts.

„Also alles verloren und verschwendet! Alle Ermahnungen, alle Erziehung, alle Prügel?!“ Hier schwoll seine Stimme furchtbar an. „Ha, ungeratene Tochter! Also vergebens haben wir Dich an den Anblick des Nackten gewöhnt, Dich zum Modell erzogen und Deine Natur weder von der Korsettschneiderin noch von der

Schulbank verpfuschen lassen! Du siehst hier die Abbilder menschlicher Schönheit, Deinen Vater, verewigt von Künstlerhand . . . O ich sah noch viel besser aus! Und Deinen Bruder, der noch aus dem Grabe die Kunst befruchtet! Aber das alles rührt und verlockt Dich nicht! Du hängst an der Moral, und die hat doch gar keinen sittlichen Wert!"

Er rollte die Augen furchtbar und hielt sich schmerzversteint an dem Thürpfosten, wie Gordon im letzten Akte des „Wallenstein" sich an die Säule lehnt. Doch plötzlich ermannte er sich und erhob die Hand. Es war nicht zum Schlage, sondern nur um den Vaterfluch herauszudonnern.

„Ich verfluche Dich!" brüllte er, und langsam ließ er seine Hand fallen, als hoffte er noch eine Schnur erfassen zu können, wie er das bei einer schwierigen Pose gewohnt war.

Myer fand den Zorn des Alten sehr wohl am Platz, aber Franz mit seinem weichen Herzen fühlte Mitleid mit dem armen Mädchen, das übrigens nichts weniger als zerknirscht aussah. Ihm hatte sie es zu danken, wenn jetzt der Modellsteher es noch einmal mit seiner eindringlichen Überredungskunst versuchen zu wollen erklärte.

Er hielt ihr das Thörichte ihrer Verschämtheit vor und sang das Loblied des Modellsteherberufes. Alle Stände, setzte er auseinander, hätten ihre Vorstufen, die man wie ebenso viele Hindernisse der Reihe nach „nehmen" müsse, nur das Modell erreiche auf

den ersten Streich sein Ziel. Man brauche nur sich in seiner natürlichen Schönheit zu zeigen und dabei eine Hängelampe zu bedrohen oder an einem Stricke zu reißen oder sich einfach hinzulegen und eine zeitlang in dieser interessanten Stellung zu verharren. Auch sei es der einzige Beruf, wo die Frau ebenso viel oder noch mehr als der Mann verdiene. Ob sie denn weder Eitelkeit, noch ein Herz für die Kunst habe?

Mittlerweile war auch die übrige Familie in das Zimmer getreten, die Kleinste noch mit vorgebundener schmutziger Lederschürze. Doch Jule fand keine Helfer, im Gegenteil fielen nun alle insgesamt über sie her. Sogar die kleinen Mädchen verhöhnten und neckten sie, drehten um sie den Ringelreihen und sangen dazu:

„Zimperliese, dumme Gans,
Du mit Deinem Jungfernkranz!"

Die Mutter aber, eine hagere Frau mit Habichtsnase und bösem Blick, betrachtete eine Weile mit dem unsäglichen Schmerz einer versteinten Niobe die ungeratene Tochter und brach dann in eine Flut von Vorwürfen aus.

„Undankbare Tochter, sollen wir denn alle Deinetwegen verhungern? Ei, Du denkst wohl, Du brauchst nur Teller zu sagen, dann hast Du Kuchen! Aber nein, da wird kurzer Prozeß gemacht. Entweder stehst Du Akt bei diesem Herrn da, dem man den honetten Mann schon von weitem ansieht, oder Du verläßt das elterliche Haus, wo wir keine unnützen Mäuler mehr füttern können."

„Es ist gut, Mutter, ich gehe!“ sagte Jule und wollte der Thüre zu, aber so hatten ihre Eltern nicht gewettet.

„Das wäre ja 'ne neue Mode!“ rief Pägelow, indem er sie am Arme faßte. „Wir werden Deinen Trotz schon brechen. Hier helfen nur Knallschoten!“

Und noch ehe sich Franz vor Jule gestellt, schlug ihr Pägelow ins Gesicht. Ein Blutstrom drang aus ihrer Nase, und mit gesenktem Kopfe stürzte sie laut schreiend hinaus. Ihre Schwestern liefen lachend hinter ihr her und sangen wieder:

„Zimperliese, dumme Gans,
Du mit Deinem Jungfernkranz!“

Dann hörte man das Geklatsch von Ohrfeigen, zuschlagende Thüren, Schimpfworte und ein Gepolter von eiligen Schritten die Treppe hinab.

Franz hatte der häßliche Auftritt nicht wenig erregt. Er schalt die Eltern für ihre Roheit aus und erklärte, unter solchen Umständen lieber ganz auf den Akt zu verzichten.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Pägelow, „so schlimm ist die Sache nicht. Sie wird morgen früh um zehn Uhr bei Ihnen sein und Vernunft annehmen.“

„Ja, wir stehen Ihnen dafür!“ sagte die Mutter der Gracchen und erhob ihre Hand zum Schwur.

„Können Sie mich nicht auch in Ihr Bild brauchen?“ fragte Pägelow beim Abschied.

„Oder mich als Matrone?“ fügte die Alte hinzu und verzog ihren Mund zu einem widerlichen Lächeln. „Nicht? Na, aber dann die Kleinen?“

Franz empfahl sich so schnell, daß er die Antwort schuldig blieb, und eilte die Treppe hinunter. Er fürchtete, die aufgeregte Jule könnte sich ein Leid anthun. Er sah sie aber auf der Straße nicht mehr. Nur die „modernen Amoretten“ plärrten, von den Gassenkindern unterstützt, ihren Reim:

„Zimperliese, dumme Gans,
Du mit Deinem Jungfernkranz!“

Nach einer Weile kam Myer nach.

„Wir bekommen die Jule,“ sagte er. „Verlassen Sie sich darauf. Aber Sie müssen auch die anderen mit auf das Bild bringen. Nun, sie passen ja. Der Alte giebt einen biederen Schnitter, und von den Mädchen können wir die Ältere verwerten. Was meinen Sie?“

Franz erwiderte nichts. Vielleicht auch ging seine Antwort im Lärm verloren, den der über den holperigen Damm rollende Wagen verursachte.

Er dachte an Jule, die nirgend mehr zu sehen war.

XI.

In der Lessingstraße, unfern Bennos Wohnung, mietete Franz zum ersten April in einem zweistöckigen Gartenpavillon ein großes Atelier. Ein Panoramamaler, der nach Wien gezogen war, hatte es eigens für sich erbaut. Gutes Nordlicht, vor jedem unbequemen Reflex geschützt, eine weite Wandfläche, eine abzuschließende Hintertreppe für die Modelle, der Tiergarten nur wenige Schritte entfernt, Luft, Licht, Stille, alle Vorbedingungen eines künstlerischen Schaffens fanden sich hier vereinigt. So zog Franz um, allein der Abschied von der Mutter kostete beiderseits Thränen. Donna Grazia, obendrein durch Träume geängstigt, die nach der smorfia nur Schlimmes bedeuteten und sich nicht einmal für das Lotto nützen ließen, war so untröstlich, als ginge ihr Sohn ganz aus der Welt. Erst als er versprach, täglich bei ihr zu Mittag zu speisen, und sie um die Liebe bat, jeden Morgen sein Zimmer aufzuräumen und das Frühstück zu bereiten, ließ sie ihn ziehen, indem sie ihn der Madonna und dem heiligen Antonius empfahl. Übrigens hatten sie den Plan entworfen, später für immer

beisammen zu wohnen. Sie wollte seine Junggesellenwirtschaft führen, und wenn er einst Magda heiraten könne, so werde sie sich schon mit ihrer Schwiegertochter verständigen. Das Geschäft aber sollte Michele für ihre Rechnung weiter betreiben; sie würde täglich ihm auf die Finger und nach dem Rechten sehen.

Die Einrichtung des Ateliers beschränkte sich auf das Notwendigste. An den nackten Wänden hingen oder lehnten bunte Skizzen und Blendrahmen. Ein Diwan, mit rotem Reps bezogen, und eine elegante Psyche, vor welcher die Modelle ihre Toilette vollenden konnten, ein Tisch, ein Lehnstuhl, einige Sessel und ein von ihm selbst bemalter Wandschirm, auf dem in weißem Gewölk lustige Amoretten purzelten, waren die einzigen Möbel. Man merkte, daß der junge Meister die Feiertagsstimmung des Künstlers in sich selber fand und nicht erst der bunten Treibhausausstattung bedurfte, um sie zu wecken. Auf dem an der Wand hin laufenden Bord sah man einige italienische Erinnerungen, eine bunte Reiseflasche von Terrakotta, einige Tücher, Kostümflicken und Photographien, daneben Goethes Gedichte und Faust, seine ganze Bibliothek. Bei der Staffelei und der fast die ganze Höhe und Breite des Zimmers füllenden Leinwand der „Phryne“, die mit Stricken festgehalten und etwas vornüber geneigt war, stand die Leiter auf Rollen mit Plattform und der Farbentisch mit seinen Blasen, Tüben, Spachteln, Reibern und Ölflaschen, sowie zwei große Paletten, worauf die Farben, von den hellsten bis zu den dunkelsten Tinten regen=

bogenförmig ausgebreitet waren. Sie ließen die bunte Pracht des Gemäldes erraten.

In dieser nur der strengen Arbeit gewidmeten Werkstatt lebte und webte Franz Wittich. Statt des Sammtrockes, den Benno für einen unerläßlichen Stimmungswecker hielt, trug er eine bequeme Jägerjoppe aus Loden mit grünem Kragen und Hirschhornknöpfen. Auf dem Lockenwalde balancierte auch kein altdeutsches Barrett. Da er die Gewohnheit hatte, im Eifer der Arbeit mit der Hand durch das Haar zu fahren, zumal wenn er von Zeit zu Zeit einige Schritte von seiner Leinwand zurücktrat, um die Arbeit aus der Perspektive zu prüfen, so sah er nicht entfernt so frisiert und geschniegelt aus wie Benno. Im Eifer der Arbeit geschah es sogar, daß er, wenn der Lappen nicht gleich zur Hand war, seinen Pinsel am Rock abwischte, so daß derselbe zu Donna Grazias Schrecken bald sehr bunt aussah. Auch duftete es bei ihm nie nach Parfüms und Räucherkerzen wie bei seinem Freunde, sondern kräftig und durchdringend nach Firnissen, Ölen und Terpentin.

Das Schlafzimmer war wohnlicher, wenn es auch nur das Unentbehrliche enthielt. Ein Bett, eine Kommode, ein Schrank, aber die weibliche Hand merkte man schon an der Aufstellung dieser Habseligkeiten. Die Mutter hing ihren Heiligen über sein Bett — es war der mit den runden Augen — und stellte eine Reihe Blumentöpfe vor das Fenster: ihr kleiner Privatgarten, der hier an der freieren Luft besser gedieh, als

hinter ihren Portierfenstern. Jeden Morgen begoß sie die Nelken, Rosen und Alpenveilchen; auch hatte sie einen Scherben voll duftenden Basilicums, dessen Samen ihr eine Schwester in einem Brief übersandt hatte. Das Pflänzchen gedieh, aber mit welcher Sorgfalt pflegte sie es auch! Wo nur ein Morgensonnenstrahl lag, trug sie den Topf in ihrem Arme hin, wie eine Katze ihr Junges, und mit Andacht brach sie die ersten Blättchen, um damit ihre Suppen und Saucen zu würzen.

Franz stand nun schon unablässig vor seiner Riesenleinwand und arbeitete in heiligem Eifer. Die Umrisse der Komposition waren mit dem Pinsel übergangen und die Schatten bereits angetuscht. Nur in den Einzelheiten wurde noch manches offen gelassen und der Inspiration oder dem Modell anheimgegeben. Jetzt wollte er die Hauptfigur zugleich mit dem Hintergrunde zu malen anfangen, von dem sie sich absetzen sollte. Er wartete jedoch vergeblich auf die Schwarze Jule. Statt seiner erschien zur bestimmten Stunde der alte Pägelow in einer Duftwolke von Schnaps.

„Das Balg ist wirklich davon gelaufen," sagte er, indem er den erforderlichen Vaterschmerz darzustellen suchte. „Ich denke, ich soll vor Kummer aus der Jacke gehen. Na, sie wird schon wieder kommen."

Er nahm auf dem Podest die ihm angewiesene Stellung an, die nicht sehr bequem war, aber er durfte sich an einem von der Decke hängenden Querstab halten. Franz begann nunmehr einen alten Landmann zu malen, der, die Sichel in der Hand, mit aufge-

rissenen Augen von der Erntearbeit sich der überirdischen Erscheinung zuwendet, die ihn nicht minder zu blenden scheint als die Sonne, vor der er sich mit vorgehaltener Linken schützt. Pägelow faßte die Situation gleich richtig auf. Da Franz bei der Arbeit ziemlich einsilbig blieb, so verstummte auch er mit seinem Atelierklatsch, der einst Benno so gut unterhalten hatte. Nur in den Pausen ließ er sich gehen.

Auch an den folgenden Tagen erschien er, denn noch für einige andere Männergestalten war er zu verwenden, doch begnügte sich der Maler oft mit einer bloßen Farbenskizze. Seine jüngeren Mädchen brachte Pägelow der Reihe nach ebenfalls mit, und Franz war jedesmal froh, wenn er einer der modernen Amoretten nicht mehr bedurfte. Zumal die zwölfjährige Hanna war ihm mit ihrem frechen Blick und vorlauten Wesen recht unangenehm, trotzdem sie seine Intentionen merkwürdig schnell verstand und ausführte. Es war das geborene Modell.

Eines Morgens klopfte die Schwarze Jule an seine Thür. Er empfing sie in seiner freundlichen Art und entschuldigte sich bei ihr wegen jenes peinlichen Auftrittes in der Wohnung ihrer Eltern.

„Wenn ich vorausgesehen, daß Ihre Eltern die Sache so tragisch auffassen, so hätte ich mich von Herrn Myer nicht bestimmen lassen, Sie gewissermaßen zu verklagen. Verzeihen Sie mir.“

Seine Worte thaten ihr sichtlich wohl, denn sie war nicht gewöhnt, daß man in dieser höflichen Weise

mit ihr sprach. Aber sie war doch nicht zu bewegen, Akt zu stehen. Er drang nicht weiter in sie und hieß sie wenigstens sich ausruhen, denn sie sah übernächtig und angegriffen aus und hustete stark. Sie setzte sich auch wirklich und spielte mit seinem Hornmesser, aber es lag etwas Scheues und Verstörtes in ihrem Wesen, und manchmal legte sie die Hand auf ihre Brust, als drohte diese zu springen. Er arbeitete, ihr abgekehrt, vor der Leinwand ruhig weiter und vermied es, sie anzusehen.

„Fräulein Jule,“ sagte er nach einer langen Pause, „Sie scheinen erkältet. Darf ich Ihnen einen Thee kochen?“

„Ich danke.“

„Oder vielleicht brauen Sie sich denselben lieber nach eigenem Rezept? Der Kocher steht in der Ofenröhre.“

„Ich danke, nein.“

Sie sah ihm zerstreut zu, wie er den Pinsel mit Farbe sättigte, dann in den blechernen Trockenölnapf am Palettenrande tauchte und auf die Leinwand strich. Jetzt erst schien sie in den ausgeführten Figuren ihre liebe Familie zu erkennen.

„Haben Ihnen denn mein Vater und die Geschwister gestanden?“ fragte sie ihn nach einer Weile.

„Das wissen Sie nicht?“ antwortete er erstaunt. „Also sind Sie noch immer nicht nach Hause zurückgekehrt?“

„Werde mich hüten,“ gab sie zurück und trat vor

den Spiegel, vor dem sie ihr Haar ordnete und ihre Hutbänder fester knüpfte. „Wissen Sie, ich war eigentlich gekommen, Ihnen die Leviten zu lesen, denn Sie sind an der ganzen Geschichte schuld. Aber ich kann nicht . . . das heißt, ich habe jetzt keine Zeit . . . Ich bin belegt . . . bei Professor Hausmann. Adieu."

Und schon stand sie an der Thüre, zog ihren roten Umhang dichter über die Schultern und ging hinaus. Ihr leichter Schritt hallte mit regelmäßigem Pochen auf den Stufen der Treppe.

Eine Woche nachher kam sie wieder. Diesmal legte sie Hut und Umhang ab und nahm auch eine Tasse Thee dankbar an. Ihre Stimme klang noch rauh und heiser, erhellte sich jedoch zusehends unter der Einwirkung des heißen Getränkes. Akt zu stehen, weigerte sie sich noch immer, allein nicht mehr in so entschiedener Weise wie früher. Offenbar lag sie noch mit sich selbst im Kampfe, denn sie war wortkarg und gab auf seine Fragen zerstreute Antworten, die oft das Gegenteil von dem ausdrückten, was sie eigentlich sagen wollte. Auf seine Bitte posierte sie ihm zu seinen Schnitterinnen mit einem Arm, einer Hand, einer kecken Wendung des Profils. Einmal warf sie auch einen langen Blick auf die Umrisse der nackten weiblichen Figur, welche noch wie eine häßliche dunkle Insel aus dem wachsenden Farbenmeer ragte. Offenbar dachte sie über diese Hauptperson im Bilde nach, und ihre Eitelkeit litt unter dem Gedanken, daß eines Tages plötzlich das Konterfei einer anderen, vielleicht einer verhaßten Kollegin, vor ihr

stehen würde. Sie brütete lange vor sich hin und starrte mit einer seltsamen Empfindung von Begier, Scham und Reue nach der Stelle, die auf den Triumph ihrer Schönheit zu warten schien.

„Herr Wittich, ich möchte Ihren Wunsch gern erfüllen, aber es geht wirklich nicht. Ich habe mirs geschworen. Darin bin ich nun einmal so komisch. Wer kann für seine Gefühle, nicht wahr? Wenn ich nur einen Ausweg wüßte, aber nein, nein, ich will nicht.“

Schnell hüllte sie sich in ihren Überwurf und huschte mit kurzem Gruß hinaus. Es war vielleicht weniger eine Flucht vor ihm und seinem sie magisch anziehenden Bild, als vor ihrer eigenen Schwäche.

Er dachte noch lange über das merkwürdige Mädchen nach. Welche Widersprüche lagen in dieser Seele! Ihre kecke, wilde Art, das häufige Aufflackern einer starken Leidenschaftlichkeit und ihre durch Beruf und Erziehung ausgebildete freie Lebensanschauung, und dann plötzlich wieder das Zartgefühl, die aufrichtige Verschämtheit und Zurückhaltung. Wo wohnte sie jetzt wohl? Sie sah aus, als ob sie nicht ordentlich geschlafen hätte. Hatte sie sich ihre Heiserkeit, den schlimmen Husten in einem schlecht geheizten Atelier geholt? Es wäre doch Schade um das Mädchen, wenn es im Wirbel der Großstadt verloren ginge. Er beruhigte sich aber bald darüber, denn alles sprach ja für ihre Unverdorbenheit und daß sie tapfer auf ihrer Hut war.

Dann schweiften seine Gedanken in das Land seiner Kindheit und ließen die Bilder seiner Studienreise noch

einmal vorüberziehen. Aber sie hafteten immer und immer wieder an jenen schönen Herbsttagen in Venedig, wo er auf Marmor wandelte und in Palästen wohnte. Elenor! Ja, die herrliche Frau beschäftigte all sein Sinnen und Träumen. Sie fesselte ihn mit einem wunderbaren Zauber, und immer wieder sah er ihre meergrünen, phosphorescierenden Augen mit dem unter langen roten Wimpern verschleierten Blick, der etwas Berückendes, Unersättliches hatte, das sanfte Rund ihres Gesichtes, das zart wie aus einer Kamee geschnittene Profil und die sanft geschwungene Linie ihres Nackens, die für seinen feinen Formensinn von einem unendlichen Reize war. Dazu die roten Haare, etwas hart und spröde, aber natürlich gelockt, die wilden Ringel über der marmornen Stirn, der lange dicke Zopf, hoch aufgetürmt und von einem Pfeile durchstochen, leuchtendes Silber auf Goldgrund, eine barocke Frisur à la Mikado, aber zu dem klassischen Profil ein pikantes Gegengewicht. Dann ihre hohe schlanke Figur, die runden Hüften, ihr leicht schwebender, rhythmischer Gang, der kleine Fuß auf den hohen Hacken, der sich auch mitten im Pfuhl der Straßen nie beschmutzte, und die stolze königliche Haltung. Im Nacken trug sie die Haare nicht nach der Mode steif verschnitten, und er liebte sie, diese goldenen Löckchen und bildete sich ein, nur er mit seinem Künstlerauge habe sie entdeckt, etwa wenn sie lesend ihr Haupt senkte oder zu einer fernen Musik in sich hinein lauschte. Welche Weihestunden waren es für ihn, als er sie in Venedig malen durfte, als sie in dem reichen Dogaressakleid mit Krone

und Schleier ihm gegenüber saß, während durch die offene Loggia die Ruderschläge vom Canal grande oder die Lieder der Gondolieri hereinwehten! Wie Schade, daß ihr Bild, in das er all sein Können und Fühlen gelegt, noch immer auf der Ausstellung den Blicken der gedankenlosen oder boshaften Menge ausgesetzt war, statt hier in seinem Künstlerheim als Augentrost und begeisternder Talisman!

„Bah, es lebt da!“ rief er laut und erschrak beim Klange seiner Stimme, daß er das süße Geheimnis seines Herzens verriet. Liebte er sie denn? Er fühlte nur, daß im Dunkel des Unbewußten eine Sympathie entstanden war, die, ohne einen Schimmer von Vernunft und Hoffnung, wie mit Luftwurzeln um sich griff und von einem feuchten Glanz ihres Blickes, dem Rhythmus einer Bewegung, einem Lachen, einem Hauch, einem Nichts sich nährte, wuchs und blühte. Er wußte nur, daß sie sein Herz mit süßen Empfindungen, seine Seele mit heiligen Schauern erfüllte, und daß für ihn die hehre, vergötterte Kunst ihre Züge trug.

Wo sie jetzt weilen mochte? Noch in Tirol, am kornblumenblauen, ewig bewegten Garda, wo sie auf der Rückreise von Venedig einen längeren Halt machen wollten? Oder in München, dessen gemütliches Kunstleben sie fesselte? Oder schon in Berlin? Nein, nein, sie hatte versprochen, ihn gleich nach ihrer Ankunft zu benachrichtigen. Ach, wie lange das dauerte für seine Ungeduld!

Erst als der Tag in den Abend verdämmerte, warf er den Pinsel fort. Es klopfte. Der Portierjunge war es, mit der Meldung, daß das Fräulein unten auf der

Straße auf ihn wartete. Magda, er wußte es, denn sie wollte ihn heut auf dem Heimweg aus dem Geschäft, für das sie jetzt arbeitete, abholen und bei Donna Grazia mit ihm Abendbrod essen. Ihren etwas kleinbürgerlichen Ansichten widerstrebte es aber, sein Atelier zu betreten, und darum pflegte sie ihn rufen zu lassen.

Er traf sie richtig vor dem Hause, ihre überschlanke, hoch aufgeschossene Gestalt eingeschlossen in einen selbstverfertigten gelben Regenmantel, mit breitem militärischen Kragen; auf den lichten Haaren — blond d'enfant, nannte es Stocker — ein brauner Filz, selber garniert mit einem schmalen Seidenband, alles sehr bescheiden bis auf die Garnitur von schwarzen Perlen, womit sie den unteren Rand der Krämpe behängt hatte. Diese „Kinkerlitzchen", die Franz haßte, die sie sich aber nicht nehmen ließ, waren ihm das Kennzeichen der Spießbürgerlichkeit, allein er schwieg, denn wozu das ein wenig eigensinnige, doch gute Mädchen ärgern? Sie würde es ja doch nicht ändern.

Donna Grazia empfing das Paar mit einer Schüssel Strangola preti, weichen Teigklümpchen in Ringelform. Ein neapolitanischer Pfaffe soll einst an deren übermäßigem Genuß erstickt sein, und davon hatten sie ihren schrecklichen Namen. Bei diesen jungen Magen war solche Gefahr nicht zu befürchten, und auch Donna Grazia fand sich mit dem in Liebäpfelbrühe geschmorten Lieblingsgericht ihres Sohnes besser ab, als ihre fortwährende Kränklichkeit erwarten ließ.

Dann begleitete er das Mädchen nach Hause, um auch ihrem Vater und der mit verweinten Augen an

ihrem Nähtisch sitzenden Mutter guten Abend zu wünschen. Sie empfingen Franz sehr unfreundlich. Der Vater, der gerade damit beschäftigt war, für einen Agenten Briefadressen à drei Mark das Tausend zu schreiben, teilte ihm mit, daß er beabsichtige, sich selbst und seiner Frau demnächst im Gertraudenstifte zwei Stellen zu kaufen, um dort ihren Lebensabend zu beschließen.

„Und was soll aus Magda werden?"

„Das fragen wir Sie, Herr Wittich," antwortete der Vater, indem er seine Lohnarbeit, deren er sich vor Fremden schämte, schnell zusammenpackte. „Sie haben zwar kein formelles Engagement übernommen, unsere Tochter zu heiraten, aber Sie wissen, was wir von Ihrer Coulanz erwarten."

„Ich weiß, was ich Magda schuldig bin," entgegnete Franz.

„Um so besser. Es ist Ihnen ja bekannt, daß die Kleine Ihretwegen die besten Partien refüsiert hat. Der junge Pastor Liebreich bekam von ihr einen Korb. Der Polizeilieutenant Zernikow bemühte sich ebenfalls vergeblich, und erst neulich hat der Hauswirt — Besitzer von sechs Zinshäusern ohne Hypotheken — um ihre Hand angehalten. Und doch ist Magda, wie ich Ihnen längst mit aller kommerziell erforderlichen Klarheit auseinandergesetzt habe, nur mehr ein unbemitteltes Mädchen. Als ich noch mein Geschäft hatte, war ich in der Lage, meiner Tochter zwanzig Tausend Thaler Mitgift zu geben. Jetzt bin ich es nicht mehr im Fall. Sie hätten folglich, so weit, ein nominelles Recht zurückzutreten, Herr Wittich, aber noblesse oblige."

Es war Franz nicht ganz klar, was Herr Volkart damit meinte, und fragend sah er ihn an.

„Nun, ich verstehe darunter nicht bloß die Künstlerehre, die geistige Noblesse eines gebildeten Mannes, sondern auch Ihre feinen Aussichten auf die Zukunft. Wenn man seinen Sohn für so lange nach Italien schicken kann, dann darf man schon darauf schließen, daß Frau Krazia sehr ansehnliche Glücksgüter besitzt."

Herr Volkart strahlte ob dieser feinen Wendung. Seine Frau schoß einen giftigen Blick auf Franz.

„Ja, ja, Geld hat sie, Ihre Mutter!" warf sie ein.

„Frau Krazia," fuhr Herr Volkart fort, ohne sich stören zu lassen, „Ihre wohlhabende Frau Mutter, hat also jedenfalls für Sie gesorgt . . ."

„Sie vergessen meine künstlerischen Aussichten, Herr Volkart," rief Franz bitter. „Ich will mein Glück weder meiner Frau, noch meiner Mutter, sondern nur mir selbst verdanken."

„Glauben Sie mir, Herr Wittich," fuhr der ehemalige Kaufmann fort, indem er seinen krummen Rücken streckte, „ich unterschätze ihr Talent nicht. Ich habe Ihre Ausstellung mit Vergnügen bewundert. Ich überschätze Sie vielleicht sogar. So bin ich z. B. der Meinung, daß Sie jetzt, wo Sie ein eigenes Atelier haben, ganz gut einen Hausstand gründen und unsere Magda glücklich machen könnten. Sie würden uns damit um so mehr verbinden, als meine Frau und ich, wie gesagt, nur darauf warten, um uns im Gertraudenstift zu etablieren."

Franz erklärte, daß er noch keineswegs auf eigenen Füßen stehe und Magda eine sichere Lebensstellung nicht bieten könnte. Seine Mutter sei nicht so reich, als Herr Volkart anzunehmen scheine. Ihr kleines Geschäft verlange ein gewisses Kapital, und deshalb müsse es seine erste Sorge sein, die schweren Geldopfer, die sie für seine Ausbildung und neulich wieder für seine Studienreise — Herr und Frau Volkart sahen sich ironisch an — gebracht habe, nach und nach wieder zurückzuerstatten. Das Atelier, auf das der Herr Papa angespielt, werde von Herrn Myer bezahlt; alles hänge von seinem übrigens nicht glänzend bezahlten großen Bild ab, doch seien seine Absichten hinsichtlich ihrer Tochter noch immer die alten ehrlichen. Er bitte nur um Vertrauen zu seiner Zukunft und Ehre.

Händeschüttelnd ging man auseinander, doch Franz war verletzt. Magda, die es erriet, gab ihm, als sie ihn hinausgeleitete, mit thränenfeuchtem Gesicht einen besonders herzlichen Kuß und bat ihn, ihren verbitterten Eltern zu verzeihen, von denen sie ja auch schon genug zu leiden habe.

Unwillkürlich atmete Wittich auf, als er draußen war. Er ging gedankenvoll quer durch den im Mondlichte schauernden Tiergarten, dessen Bäume und Sträucher noch kahl waren, verfehlte den Weg und kam erst nach weiten Umwegen vor seiner Wohnung an. Eine weibliche Gestalt, die um die Ecke huschte, fiel ihm auf. Er hatte stets die Unglücklichen bemitleidet, die mehr durch des Lebens Not als das Laster in die Arme

der Schande getrieben werden. Aber diese Figur kannte er ja. Diese hastigen Bewegungen, der elastische weiche Gang, der rote Umhang auf den abfallenden Schultern — das konnte nur die Schwarze Jule sein.

Er holte sie ein.

Sie war verlegen, denn offenbar hatte sie an der Ecke auf ihn gelauert.

„Jule!" rief er und sah ihr in das bleiche, aufgeregte Gesicht, auf das der Schein einer Gaslaterne fiel. „Was thun Sie hier? Und so leicht gekleidet! Sie können sich den Tod holen."

„O käm' er nur!" rief sie traurig.

„Ich werde Sie nach Hause begleiten."

„Ich habe kein Heim mehr!"

Er redete ihr zu. So arg sei der Zorn der Eltern nicht gemeint gewesen und jetzt würde wohl alles längst vergessen und verziehen sein.

„Das sagen die Alten auch, aber ich weiß es besser." Und mit ihrem Schirmchen zeigte sie auf die nahe Plakatsäule, wo mitten zwischen den Theater- und Vergnügungsanzeigen ein roter Zettel angeschlagen war. Franz las:

Jule!!!

Komm zurück!!! Alles ist vergessen und vergeben!!!

Dein alter Vater!!!

P......

„Das kennen wir!“ sagte sie, „die schönsten Keile krieg’ ich doch. Aber nur Geduld, in ein paar Monaten bin ich majorenn, dann brauch’ ich mich nicht mehr zu verstecken.“

Als alle Mittel der Überredung erschöpft waren, meinte er, sie könne unmöglich die Nacht auf der Straße zubringen.

„Warum nicht im Tiergarten bei Mutter Grün?“ gab sie zur Antwort. „Es wäre nicht das erstemal, denn ich bin schon oft von Hause weggelaufen, aber in meiner Gutmütigkeit immer wieder zu Kreuze gekrochen. Diesmal soll mir das nicht passieren.“

„Dann führe ich Sie zum nächsten Hotel.“

„In einen Gasthof geh’ ich um diese Stunde nicht mehr. Die Nachtportiers glauben sich gegenüber einem so späten Gast alles herausnehmen zu dürfen.“

„Oder ich begleite Sie zu einer Freundin.“

„Bei meiner einzigen Bekannten schlief ich gestern. Heut hat sie ihren Bräutigam zu Besuch. Auch ins Asyl für Obdachlose darf ich nicht wieder, denn da war ich schon fünfmal in diesem Monat. Ins Frauenasyl aber mag ich nicht. Es wimmelt dort von Kupplerinnen, die einen für ihren Sklavenhandel anwerben wollen.“

„Dann kommen Sie zu mir,“ sagte er nach einer Weile. „Sie können auf meinem Diwan schlafen.“

Sie lächelte ganz sonderbar, und er war überrascht, wie schnell sie sein Anerbieten annahm und sich ohne weiteres an seinen Arm hing. Der Gedanke an Magda ging ihm durch den Kopf, aber sie verscheuchte ihn mit

ihrem Geplauder, das plötzlich sehr munter klang. Nur von Zeit zu Zeit überfiel sie wieder ihr Husten. Doch dafür wußte er sein bewährtes Mittel. Kaum im Atelier angekommen, kochte sie sich einen Thee, den sie recht heiß trinken mußte.

„Ein sogenannter Genuß!“ rief sie und strich weich über seine Hand, indem sie einen warmen Dankesblick aus ihren großen Sammtaugen zu ihm aufschlug.

„Wissen Sie, Herr Franz — Sie entschuldigen! —, daß ich Sie eigentlich recht gern habe? Ich kenne Sie ja schon so lange! Ich war sogar dabei, als Sie Akademieschüler wurden. Fünf, sechs Jahre sind es her. Ich weiß es noch wie heut. Ich markierte, kaum eingesegnet, die Schaumgeborene, sauber wie aus dem Ei gepellt. Professor Hausmann war verreist und die Klasse sich selbst überlassen. Na, nette Brüder, das sage ich! Sie kommen also ganz verschüchtert herein. Volkart stellt Sie der Klasse vor. »Juden raus!« ruft Einer. Volkart schwört darauf, daß Sie durchaus von christlichen Eltern seien, aber in Italien geboren — daher die schwarze Mähne. Aber die Bengel arbeiten nicht und haben nur Raupen im Kopf. Der neue Schüler soll seine Taufe empfangen, und Sie lassen auch geduldig allen Ulk über sich ergehen. Als Ihnen aber einer zumutet, daß Sie Akt stehen und neben mir, der Leda oder sonst so einer mythologischen Dame, den Schwan markieren sollen, da mucken Sie auf. »Meine Herren,« sagen Sie, »so lang es sich um mich handelte, ertrug ich alles, aber nun Sie fordern, daß ich ein Weib be-

leidigen soll, kündige ich Ihnen den Gehorsam.« Und mit welcher Entrüstung im Gesichte Sie das sagten! Aber nur ein Augenblick, dann flogen von allen Seiten Pinsel, Farbenwischlappen, Paletten und leere Tüben Ihnen an den Kopf, und wäre Volkart nicht gewesen, der sich Ihrer annahm, es hätte Ihnen schlimm gehen können. Zum Glück hatte man bange vor ihm und ließ Sie in Ruhe. Als die Sitzung aus war, holte ich Sie auf der Treppe ein. Volkart ging neben Ihnen. Ich dankte Ihnen für Ihre Ritterlichkeit, doch Sie ließen mich gar nicht zu Worte kommen. Volkart war weniger blöde und wollte mich umarmen. Ach, was lag mir an ihm! . . ."

Er hörte ihr lächelnd zu und unterdrückte ein unwiderstehliches Gähnen. Sie wollte auch noch länger mit ihm plaudern, allein seine Müdigkeit wuchs, und er entschuldigte sich und gab ihr mit herzlichem Gute Nacht die Hand, die sie nicht wieder los ließ.

„Herr Wittich," sagte sie, „es ist doch recht albern von mir, daß ich Ihnen nicht Akt stehen wollte! Wer weiß, wenn ich meinem Herzen einen Stoß gebe . . ."

Er schien es zu überhören, verschwand in seinem Schlafzimmer und kam wieder mit einer Steppdecke zurück, die er von seinem Bette gezogen hatte.

„Nehmen Sie nur," sagte er, „sie ist mir zu warm. Und schlafen Sie wohl!"

„Gute Nacht!" sagte sie gedehnt und strahlte ihn mit ihren Augen an, indem sie seine beiden Hände faßte. „Sie lieber Kerl!" flüsterte sie.

Er lächelte zerstreut.

„Warum sind Sie so kalt?" fragte sie vorwurfsvoll. „Die Braut erlaubt es wohl nicht?"

Er sah sie groß an, und die unglückliche Scene bei Volkarts fiel ihm ein.

„Ich habe Euch zusammen gesehen. Verkehren Sie denn nicht mit ihr?"

„Magda wartet immer unten auf mich."

„Immer?" sagte sie keck und lachte ihm ins Gesicht. „Liebt Ihr Euch denn nicht?"

„Gewiß."

„Na also? Oder ist sie Ihnen schon über? Ach, ich weiß, vielleicht die Frau Minne. Sie waren ja rein weg am Künstlerfest."

Er errötete und zog sich etwas ärgerlich in sein Zimmer zurück, wo er den Riegel gewohnheitsmäßig vorschob, so wie es ihm die ängstliche Mutter, die überall Banditen und Diebe sah, empfohlen hatte.

„Drehen Sie den Schlüssel um!" rief er ihr noch zu. Es geschah unter laut hörbarem Achzen des Schlosses.

„So? sind Sie jetzt zufrieden, Sie Josef?" rief sie höhnisch durch das Schlüsselloch.

Zwei Minuten später schlief er schon. Gegen Morgen erwachte er von einem Geräusch an der Thür. Es war ihm, als würde der Schlüssel von außen gedreht und an der Klinke gedrückt, doch sein Riegel hielt fest.

Er schlief wieder ein, und als er gleich nach sieben

Uhr aufstand, sich anzog und leise ins Atelier trat, fand er das Nest leer. Der Vogel war schon ausgeflogen.

„Umso besser," sagte er, „Mama kann jeden Augenblick kommen."

Und Donna Grazia fand ihn wie immer vor seiner Staffelei.

Frau Minne

Bd.: 1.

1889